

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965**

Heft 25 (1977)

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**

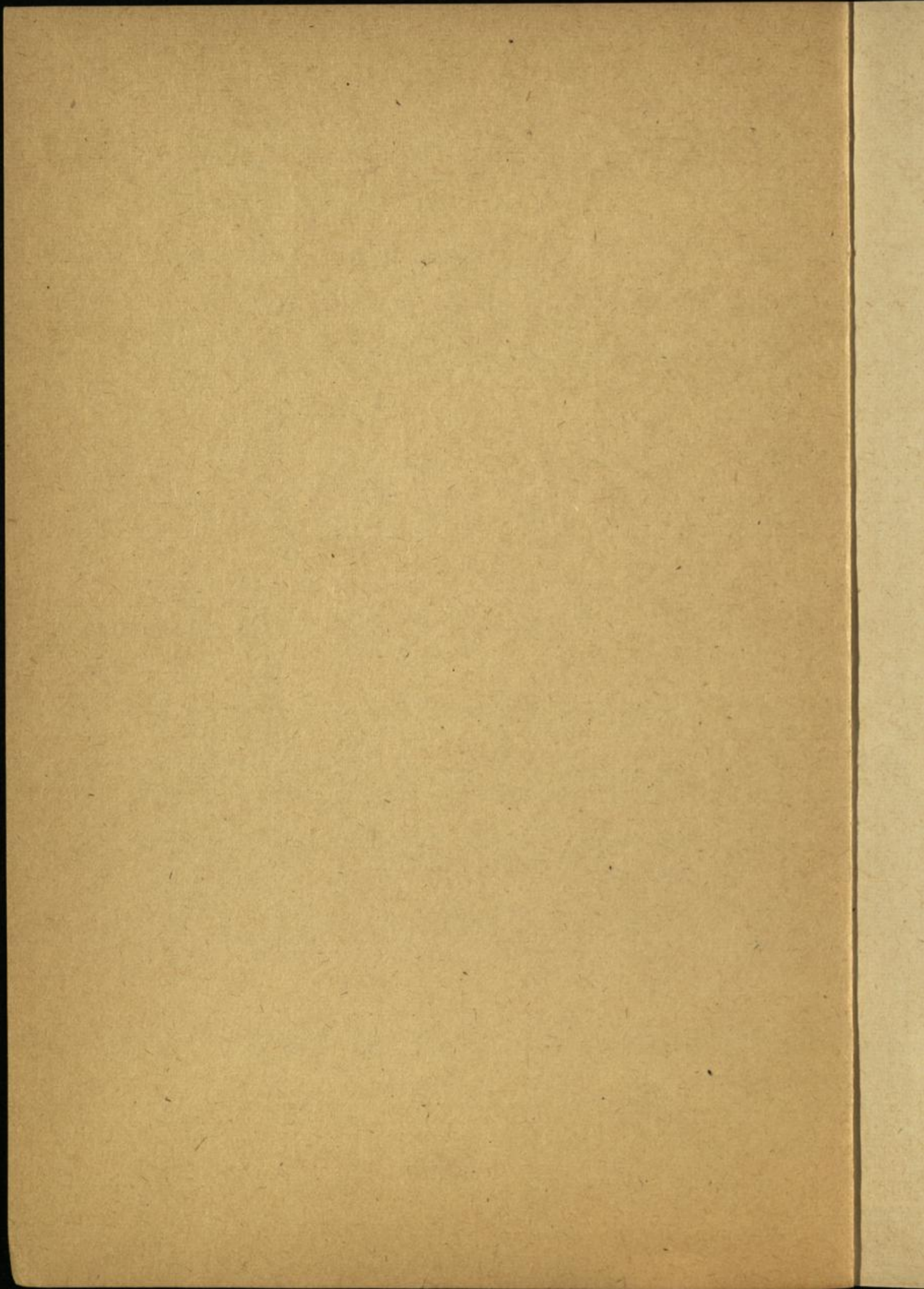
*Gottfried Eiler*

# Fontane Blätter

---

1977

Band 4, Heft 1  
(Heft 25 der Gesamtreihe)  
Artikel-Nr. 31782





1977

Band 4, Heft 1  
(Heft 25  
der Gesamtreihe)  
Artikel-Nr. 31782

---

# Fontane Blätter

---

## Inhaltsverzeichnis Heft 25

Emilie Rouanet-Kummer bzw. Emilie und Theodor Fontane: Vier unveröffentlichte Briefe an Karl Wilhelm und Bertha Kummer. Herausgegeben und kommentiert von Joachim Schobeß	2
Theodor Fontane: Zwei unveröffentlichte Briefe. Herausgegeben und kommentiert von Prof. Dr. Rudolf Hofmeister . . . . .	10
Max Lesser: Zwei unveröffentlichte Briefe über Theodor Fontane an Henry H.-H. Remak. Mitgeteilt und kommentiert von Dr. Frederick Betz . . . . .	11
Theodor Fontane: Vier Briefe an seine Tochter Mete. Herausgegeben und kommentiert von Prof. Dr. Charlotte Jolles	19
Dr. Christa Schultze: Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes Aufzeichnungen über Paul und Rudolf Lindau. (Mit einem unveröffentlichten Entwurf Theodor Fontanes und unbekanntenen Briefen) . . . . .	27
Dr. sc. Joachim Biener: Das Kleistbild Theodor Fontanes. Zum 200. Geburtstage des Dichters . . . . .	59
<i>Buchbesprechung:</i>	
Theodor Fontane: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg.“ Bd. 1. 2. Berlin & Weimar: Aufbau-Verlag 1976. (Rez.: Dr. Günter Mangelsdorf und Dr. habil. Heinz-Dieter Krausch)	69
Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs . . . . .	72
Unsere Leser haben das Wort . . . . .	77
	1



**Unveröffentlichte Briefe von Emilie Rouanet-Kummer und  
Theodor Fontane an Karl Wilhelm und Bertha Kummer<sup>1</sup>**

Herausgegeben und kommentiert von Joachim Schobeß (Potsdam)

[Letschin, 31. 12. 1846]

Meine lieben Eltern.

Heut abend verläßt uns Max<sup>2</sup>, sonst hätte ich schon heut früh einen Brief an Euch abgeschickt, so erhaltet Ihr ihn zum neuen Jahr. Daß ich jetzt viel, sehr viel jetzt Eurer meiner Geliebten denke, ist wohl natürlich, aber auch viele, viele Wünsche für Euch u. Eure Zukunft gesellen sich dazu; daß alles Unangenehme u. Betrübende mit dem guten Schluß des Prozesses<sup>3</sup> auch mit dem Schluß des alten Jahres vorbei sei, kann ich bei der Einsicht der Unmöglichkeit nicht wünschen, wohl aber, daß Euch, meine Lieben, recht bald klar werde, was das Richtige ist zu tun, auf daß Ihr beide bald alles beseitigt u. dann auch vergessen könnt. Möge der liebe Gott vor allem, mein Väterchen, Deine Gesundheit kräftigen, u. Dir, meiner einzig guten Mutter, Deinen Mut und Glauben unbenommen lassen, dann sind mit den besten Wünschen für unseren lieben Jungen Adelbert<sup>4</sup> meine Hoffnungen für Euch erfüllt. Heut früh hatte ich eine recht große Freude, Max brachte mir einen Brief mit rot Couvert; ich wußte gleich, er war von meinem lieben, lieben Herrmann<sup>5</sup>. Er schreibt so, wie er immer gegen mich ist, liebevoll u. herzlich, ganz ein wahrer Bruder; wie macht mich seine Liebe so glücklich, wie will ich sie mir aber auch für das ganze Leben bewahren. Grüßt ihn bei seiner Zurückkunft rechtherzinnig von mir u. sagt ihm, daß Mila<sup>6</sup> jetzt recht wohl u. munter. Nach Tisch gehen wir immer spazieren u. genieße ich dabei noch das besondere Vergnügen, schlittern zu können. Gestern, an meines Theo's Geburtstag, waren wir sehr heiter u. vergnügt; mein Schatz hatte große Freude über seine Geschenke; recht viel haben wir Eurer gedacht. Wie geht es denn Euch? meine liebe gute Mutter u. Du, mein Väterchen, schreibt doch recht bald einmal an Eure Mila, freundlich u. liebevoll wie immer, das macht mir ja doch immer eine große Freude. Wenn Ihr Fontanes<sup>7</sup> seht, so bitte grüßt namentlich Röschen; Pinchen u. August haben zu sehr auf meinen Theodor geschimpft, als daß ich ihrer sehr liebevoll gedenken könnte, Max wird Euch wohl das Nähere erzählen. Meine Lieben, hier grüßen Euch u. auch mein Brüderlein Herrmann aufs herzlichste nebst den innigsten Glückwünschen zum neuen Jahr. Ich aber umarme Euch alle mit der größten Herzlichkeit, natürlich auch klein lieb Adelbert u. bitte Euch stets lieb zu behalten Eure Euch ergebene Emilie.

**Für Mutter**

Was wir säen, ernten wir  
Allezeit hienieden;  
Und dem Guten wird schon hier  
Frucht u. Lohn beschieden;  
Sieht er vieles sich versagt,  
Wird ihm viel genommen, —  
Hoffen darf er unverzagt,  
Seine Zeit wird kommen.



Spärlich haben Freud u. Glück  
Dich gesucht im Leben,  
Zogen schnell die Hand zurück,  
Die sie kaum gegeben;  
Doch sie werden Dir auf's Neu  
Und auf lang erscheinen,  
Lachen sollst Du sonder Scheu,  
Und nicht unter Weinen.

Daß Dein Herz für Fried u. Freud'  
Bald die rechte Stätte, -  
Und, was meine Liebe beut,  
Nur ein Glied der Kette.  
Sieh, was will vom Himmel ich  
Heute heiß erleben.  
Und wenn nicht um mich, um Dich  
Läßt er's wohl geschehen.

Diese Zeilen dürfen nicht fort ohne Anhängsel von mir; so will es Emilie, und weil ich längst keinen Willen mehr habe (nach Pinchen<sup>8</sup>), natürlich auch ich. An dieser Artigkeit gegen Sie werden Sie mich erkennen! Übrigens bedarf es außer des eignen Antriebes wirklich noch eines brautrechtlichen Imperativs, um mich zum Schreiben zu bringen; eines Teils, weil ich Emilien so herzlich gedrückt habe, daß mir die Hand zittert, andererseits, weil ich es nach vorstehenden Versen Ihrer talentvollen Tochter für gefährlich halte, mit einem prosaischen, wenn auch gutgemeinten Glückwunsch hinterdrein zu humpeln. Ein Mensch, der den Himmel alle Tage um eine gute Dosis Philistertum beschwört, kann seine natürliche Anlage für dasselbe nicht besser als durch die Neujahrsgratulation bekunden: „der Himmel erfülle alle Ihre Wünsche!“ Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Sie an dies Greifen nach einer abgegriffenen Redensart, alle möglichen schönen Hoffnungen für meine Zukunft knüpfen. Übrigens ist es mit solchen Gemeinplätzen nicht immer so schlimm; ich weiß es, daß man zu Zeiten in die verbrauchteste Überschrift seine ganze Liebe hineinlegen will, so bitt' ich auch den Gebrauch obiger Redensart zu deuten: - Emilie guckt mir auf die Finger; ich habe nicht die Courage, es ihr zu verbieten, wenn sie diese meine unmaßgebliche Meinung liest, sieht sie vielleicht weg; aber wenn auch, viel Segen kann Ihnen daraus nicht mehr erwachsen; wir sind am Ende, gehaben Sie sich wohl. Ihr Theodor.

Viel Grüße Ihrem Ehegespons nebst Sprößling; auch an Herrmann bei seiner Rückkehr.

Letschin, d 15. 9. 1847 .

Meine beste Mutter,\*)

Du glaubst gewiß, mein Mütterchen, ich habe mein Versprechen, Dir zu schreiben, vergessen, allein die Zeit verrinnt hier so schrecklich schnell, daß ich kaum glauben mag, daß ich schon 4 Tage hier verlebt habe; ach, meine gute Mutter, ich bin so glücklich, denke aber immer an Euch, verdanke ich doch auch Eurer Güte wieder diese große Freude. Und

\*) Der Brief ist durch das Herausschneiden eines gedruckten Zitats am Briefkopf beschädigt. Das trifft vor allem für die Rückseite 1 zu [...]



vor allem meinem Adelchen, dessen liebenswürdige Bitten doch am meisten meines Väterchens Herz erweicht haben. Die Überraschung ist mir vollkommen geglückt, niemand hatte mich erwartet, selbst mein lieber Theo hatte keine leise Ahnung von meiner Ankunft gehabt. Ich kam etwas durchkältet, aber trocken hier an, u. kann ja seit gestern mich des besten Wetters freuen. Gestern nachmittag war ich mit meinem Theochen u. Jenny bei Schwarz, wo sich Eure Mila in Wein u. Pflaumen recht erlabt, u. gerne hätte ich Euch, Ihr Lieben, mit genießen lassen. -- Der Kragen, lieb Mütterchen, ist fertig u. recht hübsch geworden [...] einen ähnlichen Kragen mit Chemisett, wie ich von Theo habe, zu dem Preise bis 2 Rtlr. zu besorgen. Er ist für unsere Mama<sup>9</sup> zu ihrem Geburtstage, der am 21. dieses ist. Du tust es gewiß gern, da Du sie ja auch so liebst, u. wirst nach Deinem Geschmack auch ganz nach dem ihrigen wählen. Ich würde Dich, liebe Mutter, nicht damit behelligt haben, da aber am Dienstag der Geburtstag, u. ich erst am Sonnabend Abend ankomme, so würde es jedenfalls zu spät, wenn ich ihn besorgen wollte.

Soeben kommt der Hr. Prediger<sup>10</sup>, Theochen hat den ganzen Nachmittag Wache gehabt, erst jetzt ist er frei<sup>11</sup>, Du wirst nicht zürnen, wenn ich bei so triftigen Gründen schließe, alles andere recht bald mündlich. Theochen wird diesen Brief schließen u. fügt wahrscheinlich etliche Zeilen hinzu. Die herzlichsten Grüße von allen an Euch alle, namentlich Dir, mein Mütterchen, von meiner Mama. Grüße u. küsse meinen süßen Adelbert u. meinen alten guten Vater u. bleibe immer gut Deiner Emilie.

An den Alten u. Adelchen viele, viele Grüße.

Liebe Mama.

Emiliens Brief darf nicht ohne ein paar Zeilen von mir in Ihre Hände gelangen. Vorerst Ihnen und dem guten Commissions-Rat meinen aufrichtigen Dank für den in Gnaden gewährten Urlaub; daß Sie – wenn auch nicht durch viele, so doch durch gewichtige Worte den Sieg so recht eigentlich erfochten haben, davon bin ich fast überzeugt. – Emilie überraschte mich nicht in der Rolle, – aber auf dem Frankfurter Bahnhof<sup>12</sup> wahrlich um kein Haar weniger. Ich sah den Zug, bloß aus Zeitvertreib, herankommen, – ich hatte nicht die geringste Hoffnung, daß eine Minute später meine Mila aus dem Coupé treten würde. – Über unsre Fahrt von Frankfurt bis nach Haus muß sie Ihnen mündlich Bericht abstaten; sie war reich an humoristischen Vorkommnissen, die freilich in der Erinnerung sich besser ausnehmen als in der Gegenwart. – Wir leben hier in ungetrübter Freude, möge die Zeit nie wiederkehren, wo jeder Tag seine Kränkungen und Schmerzen mit sich brachte. – Zum Schluß noch eins. Emilie hat Urlaub bis zum Sonnabend, ich würde mich schämen, auch nur noch eine Stunde Zulage zu erbitten, wenn nicht am nächsten Dienstag meiner Mutter Geburtstag wäre. Der Commissionsrat ist gerade jetzt so seelensgut gegen Mila'n gewesen, daß ich mit



vollstem Vertrauen die Bitte an ihn richte, diese paar Tage noch zuzugeben. Bei einem Familienfest ist man ja gern vereinigt, und so jung kommen wir nicht wieder zusammen. Emilie weiß von diesem meinem Gesuche *nichts*; Sie können [...] auf's freudigste überraschen. Bitte antworten [...] Ihr Brief muß am *Donnerstag vormittag* auf der [...] Ihr [...]

**Unveröffentlichte Briefe von Emilie und Theodor Fontane  
an Bertha Kummer**

Herausgegeben und kommentiert von Joachim Schobeß

Berlin, d. 10. April 1857

Meine liebe Mama.

Wie unverantwortlich mag Dir mein langes Stillschweigen erscheinen, u. scheint es mir selbst, obgleich ich wirklich wochenlang am Schreiben verhindert war. Meine Augen verboten mir die geringste Anstrengung u. ließen mich kaum das Nötigste tun, so daß ich meinem geliebten Mann nur zeilenweise schreiben konnte. Ich habe nun die große Freude, ihn seit dem 28. v. M. hier zu haben, was mich sehr glücklich macht<sup>13</sup>. Er ist munter u. wohl u. erscheint mir immer wieder um einen Grad lebenswürdiger. Leider bleibt er nur bis zum 25. hier, u. erst im August, so Gott will, werde ich ihm mit den Kindern u. Fr. Hertwig, Schwester von Benno's Frau, folgen. Ich habe sie als Art Bonne für die Kinder u. Gesellschaft für mich engagiert. Die Jungen sind munter u. der kleine Theodor erfreut uns durch sein immer freundliches Wesen. Mir geht es gut, aber meine Augen sind jetzt einer Kur bei Gräfe unterworfen u. muß ich duschen u. eine blaue Brille tragen. Gegenwärtig sind Herrmann u. Thilde\*) zum Besuch hier, sie sind lebenswürdig u. haben sich sehr zum Vorteil verändert, beide haben mir Grüße für Dich, liebes Herz, aufgetragen. Mutter erwartet sie zum Fest, die durch den Tod von Fels sehr angegriffen ist<sup>14</sup>. Herrmann wird den jüngsten Knaben von drei Jahren an Kindes Statt annehmen.

d. 17. [April]. Mein Theo ist heut früh zu seinem Vater gereist u. will ich nun endlich diese Zeilen beenden<sup>15</sup>. Mutter u. Lischen erwarten wir in nächster Woche von Letschin<sup>16</sup>. Erstere ist gegenwärtig bei unserer Jenny<sup>17</sup>, die sehr leidend ist u. im August schon wieder ihre Entbindung erwartet, welches Schicksal meine arme Laura<sup>17a</sup> mit ihr teilt. Von Max kann ich Dir mitteilen, daß er eine Apotheke in der Nähe von Küstrin gekauft hat u. Mitte Juli Hochzeit haben wird. Lischen ist jetzt zum Besuch in Küstrin. — Meine arme Johanna<sup>18</sup> hat leider ihre Mutter verloren u. schrieb mir heute sehr betrübt, da ihr auch der Verlust ihrer jüngsten Schwester bevorsteht. Minthe hat nun ein Pärchen, da vor 8 Tagen ein kleines Mädchen bei ihr einpassiert ist.

Nun nimmt noch den zärtlichsten Dank für Deine netten Geschenke, die uns sehr erfreut haben. George liest mit Eifer in seinem hübschen Bilderbuche u. freut sich schon sehr darauf, Großmama K. die Geschich-

\*) Mathilde Müller, geb. Goersch, s. auch Anmerkung 5.



ten vorlesen zu können u. Klein-Theochen hat durch den Bojatz das erste Spielzeug erhalten u. lebt sogar der Kopf noch. Auf Dein Kommen, mein Herzensmütterchen, rechne ich mit Bestimmtheit u. wirst Du natürlich so freundlich sein, in meiner kleinen Häuslichkeit zu wohnen; vom Mai sind Dir Tür, Herz u. Arme weit geöffnet, u. je länger Du bleiben kannst, um so mehr beglückst Du mich. Ich freue mich sehr darauf, mit Dir, liebes Herz, wieder plaudern zu können. Grüße Adelbert von mir, ich bin begierig, von ihm zu hören.

Deinen Lieben, namentlich Mama u. Mariechen, meine besten Grüße u. Dir die Versicherung steter Liebe u. Dankbarkeit von Deiner Dich kindlich liebenden Emilie Fontane.

Bellevuestraße N. 16.

---

Meine liebe Mama.

Daß Emilie Deinen freundlichen Brief nicht eher beantwortet hat, dafür mußt Du mich und mein Hiersein verantwortlich machen. Zehnmal war die gute Absicht da, aber wir leben wie in einer Hetzjagd und alle Briefe, die geschrieben werden, sind bloße Zettel. Wie mir's geht, über meine Ab- und Aussichten wird wohl Emilie berichten. Vor ihrer Übersiedlung nach England hofft sie Dich noch hier zu sehn; auch mein Wunsch und meine Bitte ist es, daß Du ihr über den Abschied und die tausend Mühen, die denselben begleiten, hinweghelfen mögest<sup>19</sup>. Leb wohl. Für alles Liebe und Gute, das ich Dir verdanke und das unvergessen ist, auch heute noch meinen aufrichtigen Dank. Herzliche Grüße Dir und den Deinen von Deinem Th. Fontane.

[Der Anfang des Briefes von Emilie Fontane fehlt. Der Brief muß unmittelbar nach dem österreichisch-preußischen Kriege 1866 (21. Juni Kriegszustand, 21. Juli Waffenstillstand, 26. Juli Friedensvertrag zu Nikolsburg), den Theodor Fontane als Berichterstatter in seinem Buch „Der deutsche Krieg 1866“ behandelte, geschrieben worden sein.]

[George und] Theo<sup>20</sup> sind gute Jungens, ersterer jetzt gerade so groß wie seine Mama, nur in den Schultern breiter. Tante Merckel<sup>21</sup> ist gottlob nicht verreist und hat in der Ferienzeit mit ihrer Güte und ihrem Beutel die Jungen manches liebe Mal amüsiert, zum Schluß war die liebe Seele sogar mit ihnen in Potsdam.

Meine Schwiegermama hat sich zu unserer unendlichen Freude in ihrer neuen Wohnung<sup>22</sup> so erholt, daß sie es, wie sie meint, noch ein Weilchen mit dem Leben ansehen wird. Jenny erwartet in 14 Tagen ihr 14tes Kind! Sie tut mir furchtbar leid, und möchte ich Gott kniend täglich danken, daß mir es nicht so geht. Dabei ist sie trotz ihrer 42 Jahre munterer denn früher, und so hoffen und wünschen wir das beste, Junge oder Mädchen ist einerlei, nur nicht — beides.

Unser alter Lepel ist wieder eingetreten, dies schrieb ich Dir wohl schon, hat aber glücklicherweise nicht fort gemußt, sondern hier Ersatzmannschaften kommandiert<sup>23</sup>.



Unser geselliges Leben wird immer beschränkter, einmal Theo's vieler Arbeit halber und der Kinder wegen, deren von Jahr zu Jahr mehr Kosten uns auch höchste Einschränkung zur Pflicht machen; mir ist es sehr lieb, denn mit einem Mädchen habe ich vollauf zu tun und nur mit einem so fleißigen und bescheidenen, wie Luise ist, ist es durchzuführen; sie war ganz gerührt, daß Du sogar auch ihrer wieder gedacht, und sendet Dir ihren gehorsamsten Dank.

Passende Gummischuh habe ich noch nicht, sobald ich sie finde, sende ich sie Dir endlich mit dem Buche, so oft versprochen, welches wir hofften, Du würdest es hier lesen. An Adelbert tausend Grüße; der liebe Mensch hat doch gar kein Glück, und ich wünsche es ihm so von Herzen. Er soll nur nicht mutlos werden; mal kommt es doch.

Möge nun Ruhe und Friede überall einkehren! Dann wird sich auch vieles klären und Du, mein Mütterchen, wirst, so Gott es gibt, übers Jahr in einem neuen Buche von unserem alten Theodor manches erklärt und auseinandergesetzt finden, worüber ich Dich zu benachrichtigen weder Verstand noch Kenntnis genug habe.

Die innigsten Grüße von Theo und den Kindern, auch all Deinen Lieben! Zu Maull's schicke ich George in diesen Tagen und benachrichtige Dich über sie mit den Gummischuhen und dem Buch.

---

Auch von mir die herzlichsten Grüße! Ob Dir mein Buch „Aufklärungen“ (möglicherweise sehr unerwünschte) bringen wird, ist schon deshalb fraglich, weil es noch nicht feststeht, daß ich das Buch schreibe<sup>24</sup>. Eigentlich haben sich die Unterhandlungen bereits zerschlagen. — Bei Deiner Einquartierung scheinst Du einen eigentümlichen Treffer, Glück oder Unglück, gehabt zu haben. Hätte die ganze Armee aus lauter solchen unsichren Passagieren bestanden, so hätten wir weder Gitschin noch die Höhe von Chlum und Liepa gestürmt. Glücklicherweise haben wir auch über andre Pappenheimer Verfügung gehabt. — Deine sächsischen Anschauungen kann ich natürlich nicht durch ein paar Sentenzen in ihr Gegenteil verkehren<sup>25</sup>. Nur so viel, daß wir glauben, durchaus im Recht gewesen zu sein und daß wir ohne Blasphemie der Überzeugung leben, daß Gott entschieden und uns *deshalb* den Sieg gegeben hat, weil jede Art von Recht, das juristische und das politische auf unsrer Seite war. Natürlich werdet ihr das nicht zugeben, ist auch nicht nötig. Ich wünsche Dich nur wissen zu lassen, wie die *Preußen* empfinden, trotz einiger „schlapper Jungens“, die, weil ihnen die Beine weh tun, in unpatriotischen Kleinmut verfallen. Nichts für ungut! Auf allen Gebieten, außer auf politischen, wie immer Dein Dich liebender Theodor.

#### Anmerkungen

- 1 Das Theodor-Fontane-Archiv erwarb 1971 aus Herrnhut dreiundneunzig unveröffentlichte Briefe der Emilie Rouanet-Kummer (seit 6. 10. 1850 Emilie Fontane) an ihre Adoptiveltern Karl Wilhelm Kummer (1785–1855) (s. Theodor Fontane: „Von Zwanzig bis Dreißig“, Kapitel „Rat Kummer“) und Bertha Kummer, geborene Kinne, sowie 1971, 1975 und 1976 den Teilnachlaß von Karl Wilhelm



Kummer. Bertha Kinne (23. 11. 1807–2. 5. 1870) war die dritte Frau des Rates Kummer; die Ehe wurde 1839 geschlossen. Bertha Kinne stammte aus Herrnhut; es ist nicht auszuschließen, daß Theodor Fontanes gute Kenntnisse über die „Herrnhuter Brüdergemeinde“, die in einigen seiner Romane, z. B. in „Vor dem Sturm“ und in „Unwiederbringlich“ zum Ausdruck kommen, u. a. durch Bertha Kummer vermittelt wurden (s. ferner Gotthard Erlers Hinweise in der achtbändigen Ausgabe des Aufbau-Verlages). Wie wir aus dem erworbenen Nachlaß ersehen, war Bertha Kummer von streng herrnhutischer Gesinnung. Zwischen den Adoptiveltern, insbesondere der Bertha Kummer, und der Adoptivtochter Emilie, bestand, wie aus den Briefen hervorgeht, ein besonders inniges Verhältnis. Der nachweisbare Briefwechsel zwischen Emilie und Karl Wilhelm bzw. Bertha Kummer erstreckte sich von 1839 bis 1866. Vier der 93 Briefe, hier erstmalig veröffentlicht, besitzen handschriftliche Zusätze Theodor Fontanes. Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle erwähnt, daß sich auch etwa einhundertachtzig Briefe der Emilie Fontane von 1852 bis 1889 an Theodor Fontane, die Hermann Fricke 1937 aus Platzmangel nur lückenhaft veröffentlichten konnte, seit 1964 wieder im Fontane-Archiv befinden.

Die ersten Briefe, die nachfolgend aus dem Nachlaß Kummer publiziert werden, wurden in Letschin geschrieben, wo sich Emilie im Dezember 1846 und im September 1847 besuchsweise bei den künftigen Schwiegereltern aufhielt. Theodor und Emilie hatten sich bekanntlich am 8. Dezember 1845 verlobt. Theodor Fontane bereitete sich hier bei seinen Eltern in Letschin im Herbst 1846 bis Anfang 1847 auf das Staatsexamen vor („Approbation als Apotheker erster Klasse“ vom 2. März 1847 im Fontane-Archiv, Sign. F 10). Louis Henri Fontane besaß die Letschiner Apotheke, heute „Fontane-Apotheke“, von 1838 bis 1850. Karl Wilhelm und Bertha Kummer, an die die Briefe gerichtet waren, wohnten in Berlin. Nach Feststellungen von Dr. Gerhard Engelmann, Potsdam, waren die Wohnungen des Rates Kummer in Berlin wie folgt:

1822–1828: Letzte Straße 8, das ist Dorotheenstraße 8.

1832–1835: Burgstraße 24.

1836–1842: Große Hamburger Straße (1838: 30 und 30a).

1843–1846: Oranienburger Straße 33 (Ecke Artillerie-Straße) im eigenen Hause.

1848–1853: Zimmerstraße 2.

1853–1855(†): Wilhelmstraße 132.

Emilies Briefe, die wir zur ggb. Zeit veröffentlichen werden, vermitteln uns interessante unbekanntete Einzelheiten über die Familien Fontane, Kummer, Müller, Sommerfeld und Triepke.

Emilies leibliche Mutter Thérèse Triepke (1790–1867), geborene Rouanet, verwitwete Müller, hatte 1842 in zweiter Ehe den Oberförster Triepke, Liegnitz, im Familienkreise „Großvater“ genannt, geheiratet. Die 1971 vom Theodor-Fontane-Archiv erworbenen dreiundneunzig Briefe bringen letztlich den Beweis, daß es sich bei Theodor und Emilie Fontane um eine Liebesheirat mit tiefen seelischen Bindungen handelte, die der Dichter gelegentlich treffend charakterisierte: „Du hast Glück gehabt“, sagte meine Mutter nach meiner Verlobung, „sie hat genau die Eigenschaften, die für dich passen“. Mit diesem Worte hatte meine Mutter es wundervoll getroffen.“

- 2 Max Fontane, Bruder Theodor Fontanes, Apotheker, geboren am 20. 12. 1826 in Neuruppin, gestorben am 22. 5. 1860 in Kriescht im Warthebruch. (Todesanzeige im Fontane-Archiv, Sign. ZA 1860.)
- 3 Teilnachlaß Kummer im Fontane-Archiv: „Vorladung des Verklagten zur Klage: Beantwortung in Sachen der Direktion der Strafanstalt Spandow wider Kummer“, 22. 5. 1846 und „In Sachen K. W. Kummer, Kläger und der Direktion der Strafanstalt Spandau“, 21. 12. 1846. (Sign. Nachl. Kummer 37 u. 38.)
- 4 Adelbert Kummer (1842–1878), Sohn von Karl Wilhelm und Bertha Kummer. Im Fontane-Archiv befindet sich eine zeitgenössische Photographie (AI 312).
- 5 Es handelt sich, wie aus weiteren Briefen hervorgeht, um Emilies Stiefbruder Herrmann Müller, der kinderlos als Oberstabsarzt starb (s. S. 5, Fußnote).
- 6 „Mila“, Kosenname für Emilie.
- 7 August Fontane (1801 bis etwa 1870, † Charlestown, Kanada, lt. Brief von Karl Fontane, s. Zt. Chef-Redakteur der „Posener Zeitung“ vom 3. 2. 1910 an Friedrich Fontane, Sign. W 150 des Fontane-Archivs), der „berühmte“ Onkel August und seine Ehefrau Philippine Fontane, geb. Sohm (etwa 1810–1882), gen. „Tante Pinchen“. Röschen war die Pflgetochter des Ehepaares.
- 3 „Tante Pinchen“, Philippine Fontane.
- 9 Emilie Fontane, geborene Labry (geboren am 21. 9. 1798 in Berlin, gestorben am 13. 12. 1869 in Neuruppin). Die Übersiedlung nach Neuruppin erfolgte Ende April 1854 lt. Schreiben von Elise Weber, geb. Fontane, vom 8. 10. 1919 an



- Herrn Moebis (Sign. des Fontane-Archivs B 440), s. ferner „Fontane-Blätter“, Bd 3, 1973–1976, S. 141. Dr. Rudolf Bellin, Neuruppin, schreibt, daß bei dem phänomenalen Gedächtnis der Elise Weber, geb. Fontane, an der Richtigkeit dieses Datums nicht zu zweifeln ist.
- 10 August Wilhelm Fordan, Prediger in Letschin von 1844 bis 1873. (Evangelisches Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg seit der Reformation. Bd 1. Berlin 1941, S. 235.)
  - 11 Theodor Fontane versah den Dienst in der Apotheke des Vaters. Im Herbst 1847 finden wir Fontane in der Apotheke „Zum Schwarzen Adler“ von A. Jung, Berlin, Ecke Neue Königs- und Georgenkirchstraße. Hier erlebte Th. F. die bürgerlich-demokratische Märzrevolution.
  - 12 Die Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder bestand seit 1841 (s. „Landeskunde der Provinz Brandenburg“, Band 2, Berlin 1910, S. 382).
  - 13 Theodor Fontane kam aus London nach Berlin. „Sonnabend, d. 28. März 1857. Um 7½ Ankunft in Berlin. Wiedersehen; alles wohl und munter vorgefunden. Nach Tisch Besuch von Eggers. Mit ihm zu Merckels; von da in den Rütli zu Menzel. Besuch in Menzel's Atelier. „Bon soir, Messieurs!“ auf der Staffelei. Rütli-Plaudereien. Nach Haus“. (Fontane, Unveröffentlichte Aufzeichnungen 1857. Sign. des Fontane Archivs G 4.2.) [\*Friedrich II., König von Preußen, traf angeblich am Abend nach der Schlacht bei Leuthen (5. 12. 1757), nur in Begleitung seiner Adjutanten, im Schloß zu Lissa auf eine größere Anzahl österreichischer Offiziere aller Dienstgrade und begrüßte kaltblütig die Verblüfften mit den Worten: „Bon soir, Messieurs! Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuten. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“]
  - 14 Mit „Mutter“ ist hier Thérèse Triepke gemeint. Es handelte sich um den Tod des Oberstabsarztes Moritz Fels, der mit Thérèses Tochter Marie Müller verheiratet war.
  - 15 Eintragung Theodor Fontanes: „Freitag, d. 17. April 1857. Früh 5½ Uhr nach dem Bahnhof. Um 10½ Uhr bei Vater in Schiffmühle eingetroffen. Herzlicher Empfang. Geplaudert: vom hundertsten auf's tausendste. Eine Flasche Burgunder getrunken, deren Werth mit Hülfe aller jener Annahmen und Vordersätze wie sie mit der Phantasie und Logik des Alten möglich sind, auf genaue 8 Rtlr. festgesetzt wurde...“ (Sign. G 4.2.)
  - 16 Emilie Fontane (Mutter des Dichters) und Lischen (jüngste Schwester Theodor Fontanes) befanden sich besuchsweise in Letschin; hier hatte Hermann Sommerfeld (verehelicht mit Jenny Fontane) von Louis Henry Fontane am 10. 10. 1850 die Apotheke gekauft.
  - 17 Jenny Sommerfeld, geborene Fontane (1823–1904). Nach Ansicht der Söhne Theodor Fontanes war sie, die Schwester des Dichters, Vorbild für die Titelheldin in dem Roman „Frau Jenny Treibel“. (Siehe „Fontane-Blätter“, Band 3. 1973–1976, S. 163.)
  - 17a Laura Knochenhauer, geb. Goersch, Privatlehrerin in Luckenwalde.
  - 18 Johanna Treutler, Jugendfreundin von Emilie Fontane, Ehefrau des Kommerzienrates Treutler auf Neuhof bei Liegnitz.
  - 19 Lt. Notiz Fontanes traf Emilie mit den beiden Söhnen am 27. 7. 1857 in England ein.
  - 20 George (1851–1886) und Theodor Fontane (1856–1933).
  - 21 Henriette von Merckel, geborene von Mühler (1811–1889), s. „Aufzeichnungen der Henriette von Merckel über die Familie Fontane 1865–1883“, erschienen in Joachim Schobeß: „Handschriften des Theodor-Fontane-Archivs“, Potsdam 1962, S. 189–197.
  - 22 Neuruppin Nr. 256 (jetzt Karl-Marx-Straße 7), s. Rudolf Bellin: „Fontane-Stätten in Neuruppin“. „Fontane-Blätter“, Band 2. 1969–1973. S. 484.
  - 23 Bernhard von Lepel (1818–1885) wurde am 22. 8. 1848 mit Char. als Premier-Leutnant vom „Kaiser Franz-Grenadier-Regiment Nr. 2“ auf eigenen Wunsch entlassen und am 16. 8. 1866 als Premier-Leutnant in das I. Bataillon des 2. Garde-Landwehr-Regiments einrangiert (s. Offiziers-Stammliste des kgl. preuß. Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2. 1814–1914. Berlin 1914, S. 98. Signatur des Fontane-Archivs 64/4849).
  - 24 Theodor Fontane. Eigenhändige Aufzeichnungen 1866 im Theodor-Fontane-Archiv: „Anfang August trete ich mit Decker in Unterhandlungen wegen der Herausgabe eines 1866er Kriegsbuches, als Seitenstück zum schl. holsteinschen Kriegsbuche. Die Unterhandlungen drohen sich erst zu zerschlagen, kommen aber schließlich zu Stande.“ (Signatur G 4.3.)



- 25 In einem Brief vom 10. 6. 1866 schreibt Emilie Fontane an Bertha Kummer u. a.: „Wie Du auf Bismarck zürnst, so wir auf das wahnsinnige Osterreich, das seinen inneren und äußeren Ruin durch einen Krieg mit uns bemänteln will, nur darum wird es nicht siegen, trotz seiner großmäuligen Verheißungen. Hier, da das Unabänderliche da ist, ersehnt man den Tag des Kampfes, um endlich der quälenden Ungewißheit überhoben zu sein...“ (Signatur des Fontane-Archivs B 433.)

## Zwei unveröffentlichte Briefe Theodor Fontanes

• Herausgegeben und kommentiert von Rudolf A. Hofmeister (Chicago)

Als ich vor kurzem in dieser Zeitschrift einen verschollen geglaubten Brief Paul Heyses an Theodor Fontane abdrucken ließ<sup>1</sup>, deutete ich auf zwei anscheinend unbekannte Briefe\* Theodor Fontanes vom 17. Januar 1886 und 22. März 1886 hin, die mir ebenfalls in die Hände gekommen waren.<sup>1</sup> Inzwischen versuchte ich, die Namen der Empfängerinnen zu ermitteln und diese Briefe in den rechten Zusammenhang zu bringen, was mir mit den zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nicht vollkommen gelingen wollte. Indem diese Briefe Interessenten zugänglich gemacht werden, hoffe ich, daß Fachgelehrte vielleicht mehr über diese Briefe auszusagen vermögen.

Berlin, 17. Januar 1886  
Potsd. Str. 134 c

Gnädigste Frau.

Herzlichen Dank für das schöne Bild, welches absichtlich doppelsinnige Wort Ihre Güte dem 66er verzeihen wird.

Etwas für die Autographen-Sammlung hoffe ich noch beischließen zu können.

Unter ergebensten Empfehlungen an den Gemahl, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

Berlin, 22. März 1886  
Potsd. Str. 134 c

Hochverehrte gnädigste Frau.

Gestatten Sie mir in der Wohnungsfrage auch noch ein Wort, — vor allem meinen Dank und zugleich die Versicherung einer gewissen Genirtheit darüber, Ihnen, um nichts und wieder nichts, so viel Mühe gemacht zu haben. Ihre Güte wird aber Nachsicht üben; unsre Unschlüssigkeit ist begreiflich und *comprendre c'est pardonner*. Ich wüßte gar nicht, welcher Platz in Krummhübel und Umgebung mir angenehmer hätte sein können, als das Kluge'sche Haus und *wenn* wir nach Kr. kommen, wohl gar auf *lange* kommen (10 oder 12 Wochen), so werden wir immer mit Schmerz an der Dependance von Hôtel St. Anne vorübergehn, aber dieser Sommer liegt in absolutem Dunkel vor uns und nichts

\* Es handelt sich wahrscheinlich um zwei bisher unveröffentlichte Briefe, da eine Publikation anhand der Kataloge des Fontane-Archivs nicht nachgewiesen werden kann. Die Redaktion.



steht fest. Am 12. oder 13. Juni soll Hochzeit sein, die Tochter soll nach Franzensbad, ich selbst muß vielleicht an die See, — da sind Vorherbestimmungen mißlich und wenn 120 Thaler auch kein Vermögen bedeuten, so ärgert sich doch selbst ein Reicher, wenn er sie ausgeben soll, ohne das Geringste davon zu haben. Und so preise ich dann den intervenirenden Itzenplitz und variere den alten märkischen Spottvers dahin: „den *schick*' uns, lieber Herregott.“ Ihnen aber nochmals tausend Dank. Unter Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl und die theuren Friedländers, Ihr ganz ergebener Th. Fontane.

Der kürzere Brief vom 17. Januar 1886 dürfte wohl zu unpersönlich sein, als daß Näheres darüber ermittelt werden könnte. Jedoch der engbeschriebene zweiseitige Brief vom 22. März 1886 hat mehrere Anhaltspunkte, die es ermöglichen, dem Brief etwas über Fontanes Sommerfrischepläne für 1886 abzugewinnen. Die Empfängerin wird wohl Frau Richter, geb. Eberty (1858–1914), in Arnsdorf gewesen sein, wie es sich aus einem Brief Fontanes an Georg Friedlaender vom 9. April 1886 ergibt. Diesem Brief nach habe Frau Richter ihm im Auftrag Friedlaenders von einem gewissen Herrn Itzenplitz geschrieben, der ebenfalls an der Unterkunft in Krummhübel interessiert gewesen sein sollte. Im folgenden Auszug dieses Briefes vom 9. April 1886 bezweifelt Fontane die Existenz dieses Herrn Itzenplitz in meisterhaftem Stil und gibt uns dadurch einen Hinweis, wer die Empfängerin des obigen Briefes gewesen sein dürfte:

Dies legt mir aber eine doppelte Verpflichtung auf, Ihnen für die Thaten zu danken, in denen Sie mittlerweile mit Haus Fontane correspondiert haben. Ich meine den Wohnungs-Rettungs-Akt. Als ich von einem Breslauer Herrn v. Itzenplitz las — in Breslau giebt es Itzige aber nicht Itzenplitze — war mein erstes Wort: „das ist Tells Geschoß“ oder richtiger: einer jener sagenhaften Pfeile, die nicht zum Tode sondern zum Leben abgeschwirrt wurden. Mit andern Worten, ich hielt den Itzenplitz, von dem Frau Richter schrieb, für ein Geschöpf Ihrer Laune, für ein Produkt freundschaftlich lebenswürdigen Übereinkommens, um den „Halb-Engagierten“ ein für allemal aus der Schlinge heraus zu lassen.<sup>2</sup>

Der Inhalt des hier abgedruckten Briefes ist dem vom 9. April ähnlich: Fontane wollte die 120 Taler für Unterkunft in Krummhübel nicht im voraus bezahlen, da seine Sommerpläne im Dunkeln lagen.

#### Anmerkungen

- 1 „Ein in Chicago gefundener, unbekannter Brief Paul Heyses an Theodor Fontane“. — In: Fontane-Blätter. Bd. 3, H. 7 (Heft 23 der Gesamtreihe 1976), S. 483–85.
- 2 Kurt Schreinert, ed., „Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender“. (Heidelberg: Quelle & Meyer 1954), p. 31.

### Max Lesser über Theodor Fontane: Zwei Briefe an Henry H. H. Remak 1937 und 1938<sup>1</sup>

Mitgeteilt und kommentiert von Frederick Betz (University of Maine)

Über das Leben und Wirken Max Lessers ist sehr wenig zu erfahren; nach ausführlichen Nachforschungen und mehrfachen Anfragen in Bibliotheken und Archiven in Wien, Berlin, Potsdam, Dortmund, London, New York und Washington muß der Herausgeber der vorliegenden Briefe Lesser für (fast) verschollen halten. Doch aus den wenigen Quellen, die aufgefunden werden konnten, kann man genug Angaben zusammenstellen, um ihn zu identifizieren.



Lesser wurde am 12. August 1850 in Westpreußen geboren<sup>2</sup> und starb offenbar erst nach 1938, entweder aus Altersgründen oder als Opfer der Judenverfolgungen. Als Berliner Theaterreferent für das „Neue Wiener Tagblatt“, eine Stellung, die er jahrelang (ungefähr von den frühen 1880er Jahren bis nach dem ersten Weltkrieg) innehatte, gab Lesser „den Wienern in seinen sorgfältigen Berichten ein getreues Bild des deutschen Kulturlebens“ sowie der „künstlerischen Bestrebungen der Jungen“.<sup>3</sup> Und doch ist Lesser in keinem bekannten journalistischen oder literarischen Verzeichnis dieses Zeitraumes (wie z. B. „Der Verein Berliner Presse und seine Mitglieder 1862–1912“, Hrsg. Paul Schlenther, oder Kürschners „Allg. Dt. Literaturkalender“) vermerkt: Erst 1922 verzeichnet „Wer ist Wer“ Lesser (in seinem 72. Lebensjahr) als Berliner Korrespondenten des „Neuen Wiener Tagblatts“ mit der Anschrift: Charlottenburg, Knesebeckstr. 20/21. Sonst ist Lesser nur noch 1929 in „Sigilla Veri (Ph. Stauff's Semi-Kürschner) Lexikon der Juden, -Genossen und -Gegner aller Zeiten und Zonen, insbes. Deutschlands, der Lehren, Gebräuche, Kunstgriffe und Statistiken der Juden sowie ihre Gaunersprache, Trugnamen, Geheimbünde usw.“, Bd. 3, S. 1041, verzeichnet, mit dem zusätzlichen Hinweis auf eine Buchpublikation von Lesser: „Juden in moderner Rassenlehre“ (Jüd. Verlag 1911).

Lessers Briefe sind in mehrfacher Hinsicht wertvolle Zeitdokumente. Sie enthalten persönliche Erinnerungen an den alten Fontane, vor allem an ein hochbedeutendes Gespräch über die Bismarcksche Polen-Politik, aber auch an Fontanes Beziehungen zu der Berliner Zwanglosen Gesellschaft sowie an seine Stellung zum zeitgenössischen Naturalismus. In diesen Briefen äußert sich Lesser vermutlich zum letzten Mal kritisch über die deutsche Literatur des historisch gewordenen 19. Jahrhunderts. Dabei erweist sich Lesser wie Fontane als ein bewußt bescheidener aber mutiger Kritiker, der einen Autor oder ein Kunstwerk nicht nach literarischen Generationen oder Schulen oder Erfolg, sondern allein nach der persönlichen Leistung beurteilt. Mag man den Bewertungen einzelner Romane (so vor allem „Quitt“) Fontanes nicht ganz zustimmen, so kann man doch sagen, daß Lesser Fontane im ganzen gerecht wird.

Die Erinnerungen des damals „87jährige[n] fast blinde[n] und schwerhörige[n] Mann[es]“ (wie die Frau von Lesser in einem handschriftlichen Nachtrag zu dem ersten Brief ihren Mann beschreibt) enthalten einige (bei dem hohen Alter und großen Zeitabstand durchaus verständliche) Ungenauigkeiten, die in den Anmerkungen sachgemäß korrigiert werden. Häufige Schreibfehler in dem ersten Brief, den Lesser (wie seine Frau in einem Nachtrag auch erklärt) „einem ungeübten Sekretär diktiert“ hat, wurden im Text stillschweigend korrigiert.

(1)

Neuendorf/Wollin<sup>4</sup>, d. 8. Oktober 1937

Hochgeehrter Herr!

Leider. Mit diesem kargen Wort muß ich meinen Brief anfangen und beenden. Leider kann ich Ihnen nicht so dienen, wie ich möchte, denn meine Beziehungen zu Fontane waren ganz äußerlich, ich besitze keine Briefe von Fontane und glaube nicht, Ihnen etwas über ihn erzählen zu können, was Ihnen nicht schon aus anderen Quellen bekannt sein wird. Es ist richtig, ich gehöre zu den ältesten Mitgliedern der Zwanglosen, und habe seit der Gründung dieser freien Vereinigung im Januar 1881 oder 82 zusammen mit meinen Freunden Brahm und Schlenther mitgewirkt<sup>5</sup>. Auch Ihr Verwandter Emil Schiff<sup>6</sup> gehörte zu den Begründern. Aus dem Verzeichnis<sup>7</sup>, das ich lange nicht in den Händen hatte, hätte ich entnehmen können, wer sonst noch zu den Gründern gehörte. Ich glaube, daß die Söhne Fontanes, wohl veranlaßt durch den Rechtsanwalt Paul Meyer<sup>8</sup>, der ihr Freund war, gleich im Beginn beitraten. Es waren das der spätere Legationsrat Fontane<sup>9</sup>, der Hauptmann Georg Fontane, der Lehrer an der Lichterfelder Kadettenanstalt<sup>10</sup>, und wenn ich nicht irre, der spätere Verlagsbuchhändler F.<sup>11</sup> Nähere Beziehungen zu diesen Drei hatte ich aber leider nicht, der Hauptmann starb sehr bald an einer Blinddarmentzündung. Der alte Fontane trat den Zwang-



losen nicht bei, folgte aber gern gelegentlichen Einladungen u. a. einer solchen zu einer Landpartie an die Havel, die uns alle an einem schönen Sonnabend-Nachmittag in Kremsern (Große Gemeinschaftswagen, die man längst nicht mehr kennt<sup>12</sup>) nach Pichelswerder führte<sup>13</sup>. Dort hatte ich Gelegenheit, mich mit Theodor Fontane etwas intimer zu unterhalten. Wir sprachen über die liebenswürdige einfache und charakteristische Landschaft und ich sagte, auf sie, den Ausspruch Gervinus' anwendend, daß sie nur genießen könne, wer den 6ten Sinn dafür habe. Fontane horchte auf und fragte mich, wo und in welchem Zusammenhange das bei Gervinus stehe. Ich antwortete: Es stehe in seiner Würdigung von Jean Paul, in seiner großen Literaturgeschichte<sup>14</sup>. Was sonst noch gesprochen wurde, weiß ich längst nicht mehr. Es wurde allerlei angeschnitten und die Unterhaltung wurde wohl auch lebhafter. Dann war ich einmal durch Vermittlung des Doktor Schlenther, des späteren Burg-Theater-Direktors<sup>15</sup>, in Fontanes Wohnung in der Potsdamerstraße<sup>16</sup>. Ich hatte ein Anliegen an ihn, er sollte für mein Wiener Blatt etwas schreiben, was er aber heiter und bestimmt ablehnte. Wir kamen indessen in ein stundenlanges Gespräch, und meine Eigenschaft als geborener Westpreuße gab ihm die Gelegenheit, allerlei politische Fragen an mich zu stellen, die für mich nur darum von Interesse waren, weil F. einen merkwürdig persönlichen und offenbar sehr kritischen Standpunkt zu den damaligen Polen-Gesetzen<sup>17</sup> einnahm. Von meinen Gesprächen mit F. ist mir nur diese Episode in Erinnerung geblieben. Ungefähr in dieser selben Zeit veröffentlichte die Kreuz-Zeitung einen Brief von Fontane<sup>18</sup>, den ich jahrelang aufbewahrte, der mir aber leider abhanden gekommen ist. An wen der Brief gerichtet war, weiß ich nicht mehr, sein Inhalt war aber höchst bedeutend und stand im starken Gegensatz zu der damaligen anti-polnischen Bewegung im politischen Leben. Vielleicht haben Sie den Brief schon, sonst wüßte ich nicht, wie ihn beschaffen. Fontane äußerte darin merkwürdig offen und höchst pessimistisch seinen Zweifel an einem dauernden Erfolge der Bismarckschen Polen-Politik. Der Brief kam ungefähr darauf hinaus, daß ein Windstoß genügen werde, das anscheinend so stolze Gebäude der preußischen Polen-Politik zu zerstören. Wie recht der Briefschreiber hatte, hat der Verlauf der Ereignisse in und nach dem Weltkriege bewiesen<sup>19</sup>. Stil und Wirkung der Wohnung Fontanes gehörten ganz zu diesem merkwürdigen Manne. Es waren niedrige Räume im dritten Stock, einfach gemütliche Mahagoni-Möbel, würdig und behaglich. Die Damen Fontanes, seine Frau und seine Tochter Martha, habe ich nie gesehen. Charakteristisch für das schlichte und unpräsentative Auftreten des herrlichen Mannes war, was mir Schlenther über die Beerdigung des Sohnes Georg in Lichterfelde erzählte. Fontanes Verleger, der Buchhändler Hertz<sup>20</sup>, folgte ebenfalls dem Sarge. Es ergab sich, daß F., der mit Schlenther zusammen ging, etwas abgedrängt wurde, und daß der alte Hertz statt seiner dem Sarge folgte. Da sagte F. zu Schlenther: Jetzt denken die Leute, daß das der Vater ist, von mir wissen sie natürlich nichts. Sie sehen und lesen, daß ich Ihnen wirklich nichts Persönliches



über Fontane mitzuteilen habe. Mir ist die Erscheinung gegenwärtig, diese vornehme Schlichtheit, unter der sich eine reiche Welt verbarg, und dann diese Eingebundenheit in einen Ablauf der deutschen Geistes-Geschichte, so daß alles auf seinem festen Platz steht, und nicht weg gedacht werden kann, ohne das Bild zu stören und vielleicht sogar zu zerstören. Vermutlich gibt es nicht viel Mitlebende, die F. persönlich gekannt haben. Ich sehe ihn in einem großen Zusammenhang, der in die Vor-Märzliche Vergangenheit und dann wieder in das Bismarcksche und Nach-Bismarcksche Geschehen hinein reicht. Er war der aufmerksame Beobachter und Schilderer, kühl und zugleich warm, ein Genie des alles durchdringenden Realismus. Man möchte ein Buch über ihn schreiben, aber man würde dem Geheimnis seines Schaffens doch nicht ganz nahe kommen. Ich nannte ihn schon ein Genie des Realismus und damit stellt er sich neben einen andern Großen, Gottfried Keller, und er überragt weit für mich Theodor Storm, obwohl diesem die Ehre angetan sein soll, die ihm gebührt. Im Nachlaß<sup>21</sup> von Fontane findet sich, der nach dem Tode herauskam, neben seiner unvergleichlichen Novelle Mathilde Möhring, das Meisterwerk kluger Beobachtung, nämlich ein Aufsatz über Rudolf Lindau, der beide Männer in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit darstellt. Auch Rudolf Lindau habe ich persönlich gekannt und rechne ihn zu den Bedeutendsten die wir haben, und es ist gut, daß der Bruder Rudolfs, der Schwätzer Paul, in dem Aufsatz überhaupt nicht genannt wird<sup>22</sup>. Ich komme noch einmal auf den Brief Fontanes über die Zukunft unserer ehemaligen polnischen Provinzen zurück. Es wäre schade, wenn Sie ihn nicht kennen und verwerten könnten. Aber leider kann ich Ihnen nicht dazu verhelfen, ihn kennen zu lernen. Mit der Kreuz-Zeitung habe ich und unterhalte ich keinerlei Beziehungen, außerdem wüßten die Leute wahrscheinlich selber nicht, wo und was suchen. Da ist eben nichts zu machen. Man erkennt an dieser kleinen und doch nicht unwichtigen Episode, was Alles verloren gehen kann.

Mit freundlichen Grüßen, auch an Ihre Verwandten in New York,  
Ihr ergebener

Max Lesser

(Handschriftlicher Nachtrag des Sekretärs, von Lesser diktiert):

Schade, daß der Roman „Quitt“, der zur Hälfte in den Vereinigten Staaten spielt, das schwächste Buch Fontanes genannt werden muß. Es hat keine Hintergründe, es wird in seinem Verlauf immer mehr zu einer immerhin spannenden Kriminalgeschichte, aber ein Geringerer hätte das wohl auch machen können. Man merkt, daß F. ohne rechten Ertrag ein fremdes Land und fremde Zustände aufgesucht hat. Wie anders wirken „Cécile“, „Schach von Wuthenow“, „Unterm Birnbaum“ und „Unwiederbringlich“, dann vor allem „Effi Briest“ und „Der Stechlin“. Neben dem Reiz eines reichen Geschehens, das diese Bücher haben, ist es für mich charakteristisch, daß sie alle neben dem Sichtbaren, das



jeder Leser genießt, eine geheimnisvolle in Worten schwer wiederzugebende Handlung umschließen. Wir haben in Deutschland nichts Größeres und Gleichwertiges, nur noch wie ich schon sagte, bei Keller. Von den Neueren möchte ich einzig Thomas Mann mit „Tonio Kröger“ und dem „Tod in Venedig“ in diese Reihe der Erlesenen stellen.

(2)

Neuendorf, d. 7. Januar 1938

Sehr geehrter Herr!

Auch diesmal muß ich mich Ihnen versagen, mehr noch als das erste Mal. So sehr, wie Sie annehmen mögen, habe ich niemals an der Bewegung teilgenommen, über die Sie etwas von mir hören möchten. Ich war nie ein Freund von Einschachtelungen, und ich weiß nicht recht, wie ich das Verhältnis der jüngeren Generation zu Fontane und umgekehrt so schildern könnte, daß Früchte daraus erwachsen mögen. Für F. wird wohl ebenso wie für jeden anderen verständigen Menschen, die persönliche Leistung allein entscheidend gewesen sein, und nicht die Zugehörigkeit zu dieser oder jener „Richtung“. Wenn ich mir beispielsweise vergegenwärtige, wie F. zu Paul Heyse gestanden haben mag, so wird er ohne Zweifel das große und schöne Talent dieses Dichters anerkannt haben, obwohl ihm die Angriffe Heyses auf die sogenannten Naturalisten mißfallen haben werden<sup>23</sup>. Und wenn F. einen Gerh. Hauptmann höher stellt als Sudermann, so war die Qualität dieser Beiden bestimmend<sup>24</sup>. F. gehörte ja selbst zu dem Lager der Neuen. Man braucht nur seine Kritiken in der Vossischen Zeitung zu lesen, um einen Begriff von der Ironie zu bekommen, mit der er Wildenbruch<sup>25</sup> u. a. behandelte. Aber meine ganze bisherige Ausführung ist ja unwesentlich und gleichgültig, gemessen daran, daß Jeder der damaligen Alten und Neuen ehrlich seine Pflicht tat und weder über seinen Schatten springen noch sonst wie zaubern könnte. Das Rubrizieren bleibt uns Nachlebenden vorbehalten. Auch damit kann man gewiß zu schönen Resultaten kommen, und diese Tätigkeit mag sogar notwendig sein, aber ich für meine Person möchte draußen bleiben und habe ein gewisses Anrecht auf diese ganz private Sonderstellung durch meine Unfähigkeit, Dinge und Menschen nach Schulen zu bewerten. Nehmen Sie mir also mein Nein nicht übel, es ist wenigstens das Eingeständnis des Bankrotts. Um aber diesen Brief, der Sie enttäuschen muß, nicht ohne ein Schwänzchen positiven Inhalts zu schließen, so will ich die Gelegenheit benutzen und Ihnen erzählen, daß es 2 Dichter gibt, die ich liebe, und die unsere Mitwelt vollkommen vergessen hat. Der eine ist Melchior Meyr mit seinen Erzählungen aus dem Ries<sup>26</sup>, die zwar ohne das Vorbild von Berthold Auerbach<sup>27</sup> nicht geschrieben wären, dieses Vorbild aber mindestens erreichen oder vielleicht noch übertreffen. Die andere meiner dankbaren Erinnerungen haftet an Herman Grimm, dem wir den 3bändigen Roman „Unüberwindliche Mächte“<sup>28</sup> verdanken und der uns außerdem mit bedeutenden kleinen Erzählungen (auch in Versen ist einiges darunter) beschenkt hat. Ich nenne nur den „Landschaftsmaler“<sup>29</sup>. „Die unüber-



windlichen Mächte“ spielen zum Teil in den Ver. Staaten und ranken sich um die große Gestalt von Emerson. Wenn Sie das Werk noch nicht kennen sollten, sei es Ihnen hiermit empfohlen, und Ihre neuen Lands- genossen würden gewiß mit Vergnügen von diesem deutschen Schilderer amerik. Lebens vor etwa 100 Jahren Kenntnis nehmen. In Deutschland ist das Buch einfach verschollen, Richard M. Meyer in seiner noch heute lesenswerten Literaturgeschichte ist wohl der Letzte, der es erwähnt<sup>30</sup>. Den Namen von Melchior Meyr erwähnt diese Literaturgeschichte überhaupt nicht, und der Verfasser bekam einen roten Kopf, als ich ihn einmal im Gespräch auf dieses Versehen aufmerksam machte<sup>31</sup>. So, nun haben Sie einen ausgewachsenen Brief, in dem zwar Worte, nicht aber viel drin steht. Ich grüße Sie herzlich und bitte Sie, die Familie Schiff von mir und meiner Frau gelegentlich zu grüßen. Lassen Sie einmal wieder von sich hören. Zu Diensten, wenn ich kann, immer gern bereit,  
Ihr

Max Lesser

#### Anmerkungen

- 1 Für die Erlaubnis, diese Briefe zum ersten Mal vollständig (siehe Anm. 5) mit Kommentar zu veröffentlichen, bin ich Herrn Prof. Dr. Henry H. H. Remak (Bloomington, Indiana/USA) zu Dank verpflichtet. Die Originale befinden sich noch in seinem Besitz.
- 2 Vgl. einen kurzen Artikel anlässlich seines 75. Geburtstages (12. August 1925), der sich im Archiv des „Neuen Wiener Tagblatts“ in der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien befindet. Dieser Artikel gibt keine Geburtsstadt an.
- 3 Ebd. und weiter: „Er stand als einer der freudigsten Paten an der Wiege der ‚Freien Bühne‘ und hat besonders Gerhart Hauptmanns Lebensarbeit in ihrem ganzen Werte erfaßt“. Allerdings ist keine Rezension Lessers über Hauptmann im Archiv des „Neuen Wiener Tagblatts“ vorhanden; überhaupt befindet sich nur noch eine Besprechung von Lesser in diesem Archiv: „Neues von Ibsen“ (d. h. die deutsche Ibsen-Ausgabe, 10 Bde, Hrsg. Georg Brandes, Julius Elias u. Paul Schlenther, Berlin: S. Fischer 1902) vom 18. Dez. 1902. Nur ein einziger Hinweis auf eine Besprechung von Lesser über ein Werk Hauptmanns konnte bisher gefunden werden. In seinem Brief an Otto Brahm vom 2. Nov. 1903 schreibt Arthur Schnitzler: „In Hinsicht auf die ‚Rose Bernt‘ (sic:) kenn ich mich nicht aus, da ich nur die Wiener Telegramme von Hey- bis Goldmann gelesen habe. Und dazwischen liegt Lesser...“ („Der Briefwechsel Schnitzler-Brahm“, Hrsg. Oskar Seidlin, Tübingen: Niemeyer 1975, S. 151). Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Remak.
- 4 Ein kleines Ostseebad östlich von Swinemünde auf der Insel Wollin in Pommern, zwischen Misdroy und Dievenow.
- 5 Die Stiftungsurkunde vom 22. Jan. 1884 (nicht 1881 oder 1882, wie Lesser meint) wurde von 11 Gründungsmitgliedern unterzeichnet: Paul Schlenther, Hans Hertz, Paul Meyer, Ernst Wolff, Eug[en] Joseph, [Edwin] Litty, Emil Schiff, Otto Brahm, Theodor Fontane [jr.], Max Lesser und Paul Lehfeldt. Vgl. „Die Chronik der Zwanglosen 1884–1894“, Hrsg. Hans Adolf Hertz u. Paul Schlenther, Berlin 1894, S. 10 (Privatdruck). Zur Geschichte dieser Gesellschaft siehe meinen Aufsatz „Die Zwanglose Gesellschaft zu Berlin, gegr. 1884 – ein Freundeskreis um Theodor Fontane“, der im „Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte“, Bd. 27 (1976), erschien. Ein kurzer Auszug aus Lessers Brief über die Zwanglosen wurde mit Erlaubnis von Herrn Prof. Remak auch im Anhang dieses Aufsatzes gebracht.
- 6 Emil Schiff (1849–1899), Dr. med., Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ (Wien).
- 7 Vermutlich „Die Chronik der Zwanglosen“ (vgl. Anm. 5).
- 8 Paul Meyer (1857–1935), Testamentvollstrecker Fontanes. Vgl. seine „Erinnerungen an Theodor Fontane 1819–1898“, Berlin 1936 (Privatdruck).



- 9 Theodor Fontane jr. (1856–1933), Kgl. Militärintendant, nicht (wie Lesser meint) Legationsrat. Eine Zusammenstellung von Hinweisen auf die Zwanglosen aus den bisher zum großen Teil unveröffentlichten Lebenserinnerungen Theodor Fontane jr's bringe ich im Anhang meines in Anm. 5 erwähnten Aufsatzes.
- 10 George Fontane (1851–1887).
- 11 Lesser hält Friedrich Fontane (1864–1941) irrtümlich für einen der Mitbegründer der Zwanglosen Gesellschaft. Friedrich Fontane hatte kaum Beziehungen zum Zwanglosen-Kreis; er wird in der „Chronik“ überhaupt nicht erwähnt.
- 12 Hier irrt Lesser. Es gibt noch immer Kremser in Berlin, sie sind als Pferd omnibusse sogar sehr beliebt und auf 8 bis 9 Monate hinaus ausverkauft zu „Herrenpartien“ in den Grunewald und andere Berliner Forsten, bes. am „Vatertag“ (Himmelfahrt). Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Gerhard Küchler (West-Berlin).
- 13 Am 7. Juni 1884 (vgl. „Die Chronik der Zwanglosen“, S. 11).
- 14 Georg Gottfried Gervinus (1805–1871), „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen“ (Leipzig 1842–1848) – „Geschichte der deutschen Dichtung“ (4. Aufl. 1853; 5. erweiterte Aufl. 1874), 5 Bde. In seinem Kapitel über Jean Paul (Bd. 5) ist allerdings kein solcher oder ähnlicher Ausspruch zu finden.
- 15 Paul Schlenther wurde 1898 Direktor des Burg-Theaters in Wien.
- 16 Potsdamerstraße 134c, Fontanes Wohnung von 1872 bis zu seinem Tode.
- 17 Es handelt sich vermutlich um Bismarcks anti-polnische Politik in den Jahren 1885–1887: Beginn der Ausweisung von nichtnaturalisierten Polen aus dem preußischen Staatsgebiet (1885), das Ansiedlungsgesetz vom 26. April 1886, die drei Sprachenverordnungen von 1887. Zur damaligen preußischen Polen-Politik siehe bes. Joachim Mai, „Die preußisch-deutsche Polen-Politik 1885–1887“, Berlin: Rütten & Loening 1962; Helmut Neubach, „Die Ausweisungen von Polen und Juden aus Preußen 1885/86. Ein Beitrag zu Bismarcks Polenpolitik und zur Geschichte des deutsch-polnischen Verhältnisses“, Wiesbaden: Harrasowitz 1967 (Zeittafel für 1883–1888 auf S. 225–229); Richard Blanke, „Bismarck and the Prussian Polish Policies of 1886“, in „Journal of Modern History“ (University of Chicago), 45 (1973), S. 211–239.
- 18 Ein Brief Fontanes, „ungefähr in dieser selben Zeit“ (1885–1887?) in der „Kreuz-Zeitung“ veröffentlicht, war bisher nicht zu ermitteln. Es ist hier nicht der Ort, diese angebliche Äußerung Fontanes über die Bismarcksche Polen-Politik oder Fontanes Stellung zu Polen im allgemeinen zu erörtern. Zur letzteren siehe z. B. Joachim Schobeß, „Theodor Fontane, das Oderland und das polnische Volk“, in „Frankfurter Kulturspiegel“ (Dez. 1957), S. 17–19; Frido Metsk, „Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption“, in „Fontane-Blätter“, Bd. 1, H. 8 (1969), S. 388–409; Dietrich Sommer, „Das Polenbild Fontanes als Element nationaler Selbstverständigung und -Kritik“, in „Weimarer Beiträge“, 16 (1970), S. 173–190. Frido Metsk: „Theodor Fontane und die Sorben“, in „Fontanes Realismus“, Berlin 1972, S. 183–190. Die angeführten Arbeiten erwähnen keine Stellung Fontanes zu den damaligen Polen-Gesetzen. Es sei aber auf Fontanes Brief an August von Heyden vom 5. August 1893 hingewiesen, in dem Fontane sich ähnlich über die Zukunft Polens äußert: „Der Zusammenbruch der ganzen 1864 bis 1870 aufgebauten Herrlichkeit wird offen diskutiert, und während immer neue hunderttausend Mann und immer neue hundert Millionen bewilligt werden, ist niemand (auch wenn die Sache mit den Bewilligungen noch so fortginge) im geringsten von der Sicherheit unserer Zustände überzeugt. Das Eroberte kann wieder verloren gehen. Baiern kann sich wieder ganz auf eigne Füße stellen. Die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich (was ich kurz oder lang beinahe für wahrscheinlich halte) entsteht aufs neue. – Das sind nicht Einbildungen eines Schwarzsehers...“ (Freundesbriefe II, S. 304–305). Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Bibliotheksrat Joachim Schobeß. Wenn die durch Lesser vermittelte Äußerung Fontanes durch Auffindung des von Lesser erwähnten Briefes bestätigt werden könnte, müßte man das von Kenneth Attwood herausgestellte differenzierte Urteil Fontanes über Bismarck „positiv hinsichtlich der politischen Leistungen des Kanzlers...“, aber negativ gegenüber seinen menschlichen Schwächen“ („Fontane und das Preußentum“, Berlin: Haude & Spener 1970, S. 198) noch weiter differenzieren.
- 19 Lesser deutet auf die Entstehung des polnischen Staatsgebietes (1918) sowie die Stabilisierung der Grenzen Polens während der 1920er und 1930er Jahre hin.
- 20 Wilhelm Hertz (1822–1901).



- 21 Aus dem Nachlaß, Hrsg. Joseph Ettliger, Berlin 1908.
- 22 Theodor Fontane, „Rudolf Lindau: Ein Besuch“ (1883), in „Aus dem Nachlaß“ (wie Anm. 21), S. 281–294, Fontanes Aufsatz über Rudolf Lindau (1829–1910) ist, wie Lesser andeutet, zugleich „ein hochinteressantes Selbstzeugnis ... über seine Schaffensweise“ (Hans-Heinrich Reuter, „Fontane“, Berlin u. München 1963, Bd. 2, S. 660–661). Wie Lesser bewunderte Fontane Rudolf Lindau, siehe etwa seinen Brief an Ludwig Pietsch vom 23. Dez. 1883: „Sie haoen Menzel und Turgenjew genannt, und zu beiden blicke ich als zu meinen Meistern und Vorbildern auf. Es ist die Schule, zu der, soweit meine Kenntnis reicht, nur noch Rudolf Lindau gehört...“ („Theodor Fontanes Briefe an Ludwig Pietsch“, eingeleitet u. kommentirt von Christa Schultze, „Fontane-Blätter“, Bd. 2, H. 1 (1969), S. 46–47). Während aber Fontanes Meinung über Paul Lindau (1839–1919) weder als eindeutig positiv noch als eindeutig negativ bezeichnet werden kann, teilt Lesser Lindaus völlige Ablehnung durch die jüngere, naturalistische Generation (vgl. etwa Albert Soergel, „Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte“, 15. Aufl., Leipzig: Voigtländer 1911, S. 68, 81–82). Entgegen der Behauptung Lessers erwähnt Fontane Paul Lindau in seinem Aufsatz über den Bruder Rudolf, siehe den letzten Absatz, wo Fontane die Brüder miteinander vergleicht (übrigens ein Beispiel für sein differenziertes Urteil über Paul Lindau). Christa Schultze: „Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes Aufzeichnungen über Paul und Rudolf Lindau“ in diesem Heft, S. 27 ff.
- 23 Vgl. Fontanes Brief an Otto Brahm vom 29. Okt. 1882: „Ich stehe persönlich so zu Heyse, daß ich ihn für das größte, noch mehr für das reichste Talent halte, was wir zur Zeit in Deutschland besitzen, dessen Bedeutung aber durch einen falschen Tropfen in seinem Blut immer wieder in Frage gestellt, in vielen seiner Produktionen einfach vernichtet wird... Heyse, den ich sehr liebe, weiß auch, daß ich so über ihn denke...“ (zit. nach Theodor Fontane, „Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen“, Hrsg. Jürgen Kolbe, München: Hanser 1969, Abt. 3, Bd. 1, S. 841) sowie Kolbes Kommentar: „Vor allem in der Beurteilung des neuen naturalistischen Theaters trennen sich die Kunstauffassungen Heyses und F[ontane]s“ (Ebd.).
- 24 Hermann Sudermann (1851–1928). Vgl. Fontanes Brief an seine Tochter Martha vom 8. Okt. 1894: „Sudermann, für den ich nicht viel übrig habe, tut mir leid, ... Es ist dies eine sehr wichtige Frage, welchen Ton die Kritik anzuschlagen hat. Ernsthafte Talente (wie Hauptmann) müssen ernsthaft behandelt werden, falsche Größen nicht“ („Fontanes Briefe in zwei Bänden“, Hrsg. Gotthard Eriker, Berlin u. Weimar: Aufbau 1968, Bd. 2, S. 355–356).
- 25 Ernst von Wildenbruch (1845–1909). Vgl. Siegm. Gerndts Kommentar zu Fontanes Besprechung über Wildenbruchs Stück „Die Quitzows“ vom 10. Nov. 1888 in der „Vossischen Zeitung“: „Mit dieser Auff. tritt eine Wende in F's Stellung zu Wildenbruch ein. Seine frühere Ablehnung weicht einer zwischen Achtung und Bedauern schwankenden Haltung“ (Theodor Fontane, „Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen“, Hrsg. Siegm. Gerndt, München: Hanser 1969, Abt. 3, Bd. 2, S. 1022).
- 26 Melchior Meyr (1810–1871), Mitglied des Münchener Dichterkreises, „Erzählungen aus dem Ries“ (Riesgau/Schwaben), 3 Bde (1856).
- 27 Berthold Auerbach (1812–1882), dessen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ (1843–1854) während der gesamten zweiten Jahrhunderthälfte einen gewaltigen Erfolg hatten.
- 28 Herman Grimm (1828–1901), ältester Sohn von Wilhelm Grimm, Kunst- und Literaturhistoriker („Das Leben Michelangelos“, 1860–63; „Goethe“, 1877; „Das Leben Raffaels“, 1886), Professor in Berlin, gehörte neben Erich Schmidt, Theodor Mommsen und Heinrich von Treitschke zu den Professoren, die Fontane anlässlich seines 75. Geburtstages für die Ehrendoktorwürde vorschlugen. Über Grimms Roman „Unüberwindliche Mächte“ (Berlin: W. Hertz 1867) veröffentlichte Fontane eine Rezension in der „Kreuz-Zeitung“, Nr. 138 vom 16. Juni 1867 (vgl. Fontane, „Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen“, Hrsg. Jürgen Kolbe, Bd. 1, S. 380–385). Laut Fontane scheint Grimm in seinem „sozialen Roman“ davon auszugehen, „daß in den Herzen unseres Adels noch vielfach eine ‚unüberwindliche Macht‘ vorhanden ist, ein mystisches, oft erschüttertes, aber immer neu hervortretendes Sondergefühl, das diesen Friedens- und Freundschaftsschluß mit der bürgerlichen Welt einzugehen sich weigert“ (S. 380). Dagegen vertritt Fontane die Ansicht, „daß wir die Schranke als längst gefallen, die Kluft, politisch wie gesellschaftlich, als überbrückt betrachten...“ (ebd.). „Bei dieser Äußerung“, wie Jürgen Kolbe in seinem Kommentar bemerkt, „ist zu bedenken, daß F. sie in der konservativen ‚Kreuz-Zeitung‘ publizierte“ und daß „für F., den späteren Romanautor, ... der Standesgegen-



satz zwischen Adel und Bürgertum häufiges Thema und einer der entscheidenden Konfliktstoffe [ist]" (S. 863). Sonst lobt Fontane den „geistigen Inhalt“, das „geistvolle Sprechen“ und den Dialog des Romans; das Lob weist auf das dialogische Prinzip seines eigenen Romanschaffens hin, siehe z. B. seinen Brief an Wilhelm Hertz vom 17. Juni 1866: „Anregendes, heitres, wenns sein kann geistvolles Geplauder, wie es hierlandes üblich ist, ist die Hauptsache an dem Buch [„Vor dem Sturm“] . . ." (Fontane, „Briefe an Wilhelm u. Hans Hertz 1859–1898“, Hrsg. Kurt Schreinert u. Gerhard Hay, Stuttgart: Klett 1972, S. 131).

29 In: „Novellen“ (Berlin: W. Hertz 1856).

30 Vgl. Richard M. Meyer, „Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts“, 3. umgearbeitete Aufl., Berlin: Bondi 1906, Bd. 2, S. 590: „Sein Roman ‚Unüberwindliche Mächte‘ (1867) gibt geistreiche Bilder aus dem Leben der Aristokratie und der amerikanischen Neukultur, führt interessante Charaktere in interessante Situationen, in das Haus des gefeierten, Herman Grimm besonders wertigen Populärphilosophen und Essayisten Emerson (1803–1882), auf die Schlachtfelder von 1866 – und hinterläßt schließlich doch den Eindruck einer modernen Erneuerung des mittelalterlichen Ritterromans“. Vgl. auch neuerdings Helmut Kreuzer, „Herman Grimms ‚Unüberwindliche Mächte‘. Deutschland und die Vereinigten Staaten in einem Adelsroman des bürgerlichen Realismus“, in „Amerika in der deutschen Literatur“, Hrsg. Sigrid Bauschinger, Horst Denkler u. Wilfried Malsch, Stuttgart: Reclam 1975, S. 206: „[Der Roman] ist . . . längst aus dem Gedächtnis des Publikums, ja selbst der Germanistik geschwunden: keine Literaturgeschichte, keine Epochengeschichte des ‚bürgerlichen Realismus‘ nennt ihn mehr. Wenn er hier aus dem Schutt der Geschichte hervorgezogen wird, so lediglich als historisches Dokument für die Fragestellung dieses Bandes“.

31 Tatsächlich ist Melchior Meyr im Register der 1. Aufl. (1900) von Richard M. Meyers Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts nicht verzeichnet. Meyer erwähnt ihn aber in der 3. umgearb. Aufl. (1906), Bd. 1, S. 226–227.

[Im Zusammenhang mit dem Brief Max Lessers vom 8. 10. 1937 (S. 13) an H. H. H. Remak verweisen wir auf die Eintragung von H. Zborowski, Gdansk, vom 26. 10. 1976 in das Gästebuch des Fontane-Archivs (S. 77). Die Redaktion.]

## Vier Briefe Fontanes an seine Tochter Mete

Herausgegeben und kommentiert von Charlotte Jolles (London)

Vier Briefe Fontanes an seine Tochter Mete, die in Band 2 der Propyläenausgabe nach den im Theodor-Fontane-Archiv befindlichen Abschriften abgedruckt wurden, sind plötzlich im Original wieder aufgetaucht. Die Briefe wurden wahrscheinlich von Mete dem Professor Dr. med. Georg Salomon (1849–1916) geschenkt, der zeitweise Emilies und Metes Arzt war. Sie wurden im Nachlaß seines jüngeren Sohnes Fritz Salomon gefunden, dessen Familie mir die Briefe freundlicherweise zur Einsicht gab.

Der Vergleich der in Band 2 der Propyläenausgabe unter Nr. 240, 305, 307 und 310 abgedruckten Briefe mit den Originalen zeigt so zahlreiche kleinere und größere Abweichungen, vor allem auch Auslassungen, daß eine kurze Berichtigung nicht genügt, sondern der volle Abdruck der Originale hier notwendig wird.

Im Brief vom 13. August 1889 (Prop. Ausg. Nr. 305) war in der Abschrift eine Randbemerkung ausgelassen. In der Fontane von einem Besuch am Grabe seines Sohnes Georg berichtet und eine amüsante Anekdote zufügt, die von seinem Freund Zöllner stammt.

Im Brief vom 28. August 1839 (Prop. Ausg. Nr. 307) fehlen in der Abschrift die beiden letzten Abschnitte, ein sehr amüsanter Bericht über einen Besuch seiner Schwester Jenny Sommerfeldt und über eine Begegnung mit seiner früheren Liebe Minna von Klöden. Letztere Episode war in der Ausgabe der „Briefe an seine Familie“, Bd. 2, dem Brief vom 19. August 1889 eingefügt (S. 226).

Die Unzuverlässigkeiten früherer Briefausgaben ist der Forschung jetzt zur Genüge bekannt. Der Fund dieser Originalbriefe beweist aber auch wieder, daß selbst die Abschriften leider nicht einwandfrei sind. Viele der vorhandenen Abschriften dienen eben den früheren Briefausgaben als Vorlage.



In diesem Zusammenhang sei auf einen Brief hingewiesen, den Friedrich Fontane im Jahre 1939 Professor Dr. Walther Kranz, Berlin, schrieb, dem aufgefallen war, daß in der Briefausgabe „Heiteres Darüberstehen“ (1937) der Brief vom 17. Mai 1839 (S. 229 f.) bereits in den „Briefen an seine Familie“, Bd. 2, unter dem Datum des 26. Mai 1889 abgedruckt war. Friedrich Fontanes Brief, dessen Kenntnis ich Frau Dr. Renate Böschenstein verdanke, ist in vielem aufschlußreich für die Editionsprinzipien der früheren Herausgeber, obwohl seine Erinnerungen doch schon etwas vage waren, wie sich aus der Bemerkung erzeigt, daß der Brief vom 26. Mai „zu kurz“ war und daß ihm darum ein „Annex“ beigegeben wurde. Der Brief vom 26. Mai ist ein langer Brief, doch haben die Herausgeber den zweiten Teil nicht gebracht, sondern ganz einfach Teile aus zwei Briefen (vom 17. und 26. Mai) zusammengelegt. „Solche Kontraktionen aus verschiedenen Briefen“ schreibt Friedrich Fontane, „die dem Wissenschaftler meist ein Horror sind, lassen sich bei Briefbänden kaum vermeiden, wenn letztere vorwiegend zur den Laien bestimmt sind. Mein Schwager hat solche Bindungen häufig angewandt, aber in dem vorliegenden Fall habe ich sie übersehen.“ „Meine Druckvorlage“, so fährt der Brief später fort, „war das Manuskript meines Schwagers, das vermutlich nach den Originalen von einem meiner Büro-Fräuleins abgetippt wurde. Wollen Sie ganz sicher gehen, dann können die Originale, die sich, glaub' ich in der Handschriften-Abteilung der Staatsbibliothek befinden, eingesehen werden. Das Manuskript – und zwar jetzt wieder das vollständige, also das sowohl von Fritsch, wie auch von mir benutzte – wird im Fontane-Archiv des Provinzialverbands, Matthäikirchstr. 3, aufbewahrt.“ Friedrich Fontanes Aussage über den Standort der Originale, die er aus dem Gedächtnis machte („glaub' ich“) ist, wie wir jetzt wissen, nicht richtig. Viele der Briefe waren damals in Privatbesitz. Folgender Paragraph mag noch von Interesse sein: „Dem Vorwort bei meinem Schwager (auf p. VI) kann jetzt noch hinzugefügt werden, daß der Vernichtungsakt der Originale zu den Familienbriefen wohl in drei Perioden erfolgte:

- 1: von kompletten Jahrgängen, vermutlich bei einem großen Aufräumen von Briefen; Zeit unbestimmbar.
- 2: Ende Juni 1881, was aus 2 Briefen meiner Mutter hervorgeht, die Herr Dr. Fricke in seiner Biographie „Emilie Fontane“ auf S. 91 abdrucken ließ.
- 3: bald nach dem Tode meines Vaters, wohl 1899/1900.“

Es sei hier noch bemerkt, daß in den wenigen Fällen, wo Abdruck nach Abschriften in der Propyläenausgabe notwendig war, weil das Original fehlte, der Versuch gemacht wurde, die Wiedergabe der Orthographie analog Originalbriefen zu regeln, eine Methode, von der ich jetzt abraten würde.

#### Brief 240

Berlin 17. Febr. 82.  
Potsd. Str. 134.c.

Meine liebe Mete.

Längst hätt' ich Dir mal geschrieben, wenn mir nicht so »poorly«, so hinfällig zu Muthe gewesen wäre; ich fühlte deutlich, daß ich weder eines heitren, noch eines erquicklich ernsten Tones fähig sei und den unerquicklich ernsten, den Unken-, den Heulhuber-Ton anzuschlagen, ist nicht meine Sache. Mir ist nichts widerwärtiger als klagen oder auch nur innerlich unzufrieden sein; das Letztre läßt sich freilich nicht immer vermeiden, aber wenn man nur einigermaßen guten Willen hat – ich gebe zu, daß manche Naturen ihn nicht haben können – so läßt sich dieser meist aus Undank und Unbilligkeit geborne böse Feind fast immer besiegen. Nur von einem Kranken kann man diese Kraftanstrengung nicht verlangen.

Aus Deinem heute früh eingetroffenen Brief haben wir ersehn, daß es Dir momentan etwas besser geht. Es ist weder Bequemlichkeit noch unsinniger Optimismus, wenn ich Dir bei dieser Gelegenheit ausspreche, daß ich die Situation nicht so schlimm ansehe, wie Du, und mitunter auch Mama. Natürlich bist Du nervös; wie könnt' es anders sein, sind es



die Herren Eltern doch auch. Aber ich sehe darin kein sonderliches Unglück, bin ich doch für meine Person 62 Jahre dabei geworden und hab ich doch, aller Nervosität unerachtet, im Wesentlichen *das* vom Leben gehabt, was andre Leute davon zu haben pflegen, und noch ein bischen mehr. Ich weiß auch, daß ich mich im Sommer 50, vor Wuth weinend, aufs Bett geworfen habe, weil ein viertelstündiger Gang durch die Luisenstraße-Sonne mich todtmatt gemacht hatte; seitdem sind 32 Jahre vergangen und unzählige Kraftmeier von damals schlottern, humpeln und husten jetzt um mich her. Auch *Du* wirst Dich erholen. Das Frühaufstehn in Dammer, das immer auf dem *Qui vive* sein müssen, die schlechte Verpflegung, Unachtsamkeit und Unsinnigkeiten in Bezug auf Kleidung und Diät, unrichtige Lebensanschauungen, und Aengstlichkeiten und Unsicherheiten im Gemüth, haben Deine gegenwärtigen Zustände herbeigeführt, aber wenn die Ursachen schwinden, werden allmählig auch die Wirkungen schwinden. Ich glaube mich auf psychische Zustände und auch auf Körperzustände, die mit dem Psychischen zusammenhängen, wundervoll zu verstehn, denn ich habe sie seit über 30 Jahren an mir und Mama studirt; ich darf sagen, ich weiß in dieser Materie Bescheid, und für *mich* steht es [im MS versehentlich »stets es«] vorläufig fest, daß Du, wenn Du Dich morgen glücklich verlobtest und übermorgen mit Mama, mir und einer schweren Reise-Cassette nach Italien reistest, schon in München gut, in Verona *sehr* gut schlafen und in Rom als vollkommen Genesene Crokus und Anemonen pflücken und beides, unter Versicherungen überschwänglichen Glückes, in die Heimath schicken würdest. Ich weiß wohl, daß es auch Ausnahmen von dieser Regel giebt und daß manche »nur so hinschwinden«; aber zu diesen Aetherischen gehörst Du keineswegs und vorläufig halt' ich mit tiefster Ueberzeugung an der Ansicht fest, daß Du, wie Du da bist, ein Produkt der »Verhältnisse« bist. Mit dem Augenblicke, wo sich diese Verhältnisse bessern, werden sich auch Deine Zustände bessern, und zwar wiederum ganz nach den Verhältnissen, entweder allmählig oder auch im Nu. Mit andern Worten: mäßiges Glück mäßige Kur, wunderbares Glück wunderbare Kur. Dies alles soll aber nicht heißen, daß ich Deinen gegenwärtigen Elendszustand im Geringsten bezweifelte, Du *bist* elend, aber trotzdem! Ich habe Deine Mama krank und unglücklich auf dem Bette liegen und durch einen Geldbrief oder einen schmeichelhaften Besuch oder einen Eis-Baiser auf der Stelle wieder zu Kräften kommen sehn. Und in dem allem war durchaus keine Komödie. Nervöse Menschen stellen alles auf den Kopf und können sich einen verdorbenen Magen durch Hummersalat oder Aalpastete kuriren, immer vorausgesetzt daß sie plötzlich einen Heißhunger auf das eine oder andre kriegen. Was sie vor allem brauchen ist Sonnenschein, Liebe, Glück, aber jeden Tag anders, jeden Tag neu, und wenn sich das alles wie beim Koch oder in der Apotheke bestellen ließe, so wären die nervösen Leute nicht bloß die nettesten und heitersten, sondern auch die *gesundesten*.

Mit mir geht es etwas besser, aber immer noch nicht gut, was ich unter anderm auch *daran* sehe, daß ich noch immer keine Lust habe,



beim Prinzen Champagner zu trinken; gäb es statt des Champagners Sch[w]arzhof- oder Brauneberger und statt der Parmesan-Stangen Kümmelbrötchen, so hätt' ich mich vielleicht schon wieder gesund gemeldet. Leider kann ich immer noch nicht arbeiten, nur dann und wann ein Brief. — Das Diner bei W. Gentz, von dem Dir Mama vielleicht geschrieben hat und das eine Huldigung gegen den russischen Maler Wereschschàgin war, verlief sehr angenehm; leider muß' ich um 8 ins Theater, um wenigstens die beiden Schlußakte von »Kabale und Liebe« zu sehn. — Eins wollt' ich Dir noch schreiben; mache Dir, wenn Du Zukunftsbilder malst und bei dieser Gelegenheit auch das Thema »Ausstattung« überdenkst, *darüber* keine Sorgen. Ich habe dies mit Mama durchgesprochen und wir werden das Nöthige zu beschaffen wissen, indem wir uns zu Zinszahlungen verpflichten und zwar mit aller Freudigkeit. Nur das entsprechende Kapital aufzutreiben, würde uns einfach unmöglich sein. Und nun lebe wohl und habe am Sonntag einen frohen Tag. Ich schreibe morgen an Witte. Empfehl mich allerseits. Wie immer

Dein alter Papa.

Brief 305

Berlin, 13. Aug. 89.  
Potsd. Str. 134.c.

Meine liebe Mete.

Lange habe ich nichts von mir hören lassen und ich schwiege auch heute wohl noch, wenn nicht Tante Witte über Dein Befinden geschrieben und uns mitgetheilt hätte, daß Deine seelische Verfassung immer noch ziemlich mau sei. Das klingt nicht gut und Mama hat sich bis zu Thränen verstiegen, was ich nur halb in der Ordnung finde, höchstens halb. Schließlich ist *alles* zum Weinen, das Heitre (warum sind sie nur so heiter?) erst recht und der christliche Liederdichter, der anfang »ich bin ein rechtes Sündenaas«, woran sich dann ähnliche Betrachtungen anreihen, hatte mit seinem Anfang und seinen Fortsetzungen vollkommen recht. Aber in der Regel sieht man die Dinge weniger schwarz an, oder legt sich das Schlimme zum Besseren zurecht und weint nur wenn es ganz »doll« kommt oder einem allerschmerzlichst und zum Aufschrein auf die Nägel brennt. Und so, find' ich, liegt es *nicht* mit Dir, daß von einem »ganz doll« die Rede sein könnte. Du bist eine nervenkrankte Dame, etwas nicht sehr Erfreuliches, womit man sich aber einleben kann und muß. Ich bin zeitlebens ein nervenkranker Mann gewesen und es hat auch gehen müssen und *ist* gegangen. Man muß die Kunst lernen und ausbilden, mit halber und viertel Dampfkraft zu arbeiten und muß sich daran gewöhnen, immer nur stunden- oder tageweis Dispositionen über sich zu haben. Ist man erst darauf eingefuchst, so lernt man diese guten Stunden ausnutzen und schafft durch weise Oekonomie schließlich dasselbe zusammen, wie die Kraftmeier und Schlagadodros [im MS: Schlagadodrogs]. Ich denke, so wird es auch mit



Dir sein. Aller Abtuschung zum Trotz, hast Du schon ein gut Stück in Deinem Leben geleistet und wirst es ferner; es braucht ja nicht jeder um 3 Uhr früh aufzustehn und 15 Stunden Steine zu klopfen, man kann sich auch anderweitig im Leben nützlich machen, mancher bloß dadurch daß er *da* ist, durch Freundschaft, Treue, Liebenswürdigkeit, — alles ohne Anstrengung, ja am schönsten dann, wenn man das alles *ohne* Anstrengung leistet. Und indem ich dies alles als eine lange Standrede gegen Mama und ihre Thränen halte, spreche ich Dir selber vielleicht einen kleinen Trost in's Herz. So lange man lebt, hofft man und *darf* auch hoffen; es kommt immer anders und wenn sich unsre sehnsuchtsvollen Wünsche nicht immer erfüllen (oder eigentlich nie) so erweisen sich auch unsre Befürchtungen als ungerechtfertigt. Es wird schon alles wieder werden, nicht zum Heldisch-Gesundheitlichen aber doch zum momentan Glücklichen hin. Und viel mehr darf keiner verlangen. So schön Bonn war, so ist es mir doch vollkommen klar, daß dieses heiße Nest in diesem unerträglich heißen Sommer nichts sonderlich Gesundes für Dich war; es wird auch, trotz des fließenden Rheins, an Malaria nicht gefehlt haben; wo Sonne auf *Uferränder* fällt, ist sie immer. Wir sind Beide für Krummhübel — nur nicht »Villa« Schiller — geschaffen. Immer Kopf oben. 1000 Grüße Dein alter

Papa.

Ich war heute schon draußen in Lichterfelde, — Mama will morgen hinaus. Der Epheu wächst jetzt gut und der schöne schwarze Stein mit Gold — der Einigen anfangs nicht „monumental“ genug war — hat bereits mehrfach Nacheiferung gefunden. Es ist auch sicherlich das Beste, wenn man nicht ein Mausoleum bauen läßt mit dem beständigen Zuruf (eine Hauptgeschichte von Richard Lucae) „nur fest“. Die schöne Dame — Frau des reichen Banquier Wagner (Wagnersche Galerie) fürchtete nämlich, er könne wiederkommen und wollte dies nach Möglichkeit hindern. Daher „nur fest“.

Brief 307

Berlin 28. Aug. 89.

Potsd. Str. 134.c.

Meine liebe Mete.

Deine Briefe sind uns immer eine Freude, besonders wenn sie leidlich Gutes über Dein Befinden melden; der heutige war es mir noch im Speziellen, weil ich wegen meines deutschen Aufsatzes »der Dichter und der ‚Ort‘« doch meine Bedenken hatte. Nicht aesthetische und noch weniger moralische, sondern so zu sagen »Erfolgbedenken«; man schreibt doch dergleichen nur, um dem Empfänger eine kl. Freude damit zu machen, mit solcher Freude steht es aber schwach, wenn der Eintreffmoment kein glücklicher ist und das fürchtete ich fast nach Lesung Deiner vorgestrigen Karte, die von Wohlbefinden nicht viel wissen wollte. Wohl mir, daß sich meine Befürchtung nicht bestätigt hat. Du



sprichst von »a romance in blank verse« und so was war mein Brief auch, insoweit ich meine 2tägige Situation in eine humoristisch höhere Sphäre zu heben suchte, sonst aber darf ich inhaltlich versichern: es ist alles die reine Wahrheit, auch keine Spur übertrieben, Zugabe ist nur das nachträgliche sich Drüberstellen, die Selbstpersiflage; — die beständige Verlegenheit, mein Angstgefühl und in Folge davon die große Nervenanstrengung sind wirklich so gewesen, wie ich sie geschildert habe. Das alles ist zum Lachen, aber doch wirklich auch zum Weinen; es ist dieselbe Macht der *Vorstellung*, dasselbe krankhafte Vorherrschen des Phantasie-Einflusses, den Du (leider gesteigert) nur zu gut kennst und wovon ich vor 4 Wochen in Bayreuth ebenfalls eine glänzende Probe gegeben habe.

Und da wären wir denn bei der Hauptsache: bei Deiner Krankheit, Deinen Zuständen. Denn es ist dieselbe Couleur in grün. Was sich nun herausstellt, habe ich es Dir nicht immer gesagt? Du dachtest dann, der Alte will es von sich abschütteln, will es sich bequem machen. Es war aber nicht so. Navtürlich konnte ich gegen die Kur in Bonn nichts haben. preise es auch, daß sie stattgefunden hat, denn sie hat nun Dich und Andre belehrt, daß die Hauptsache ganz wo anders liegt. Du bist hochgradig nervös (was etwas ganz andres und viel weniger Schlimmes ist, als »nervenkrank«) und mußt neben einzelnen Vorzügen, die daraus erwachsen und die vielleicht auch nicht ganz gering sind, die Nachtheile tragen lernen. Zu Zeiten mag dies riesig schwer sein und fast unmöglich erscheinen, es ist aber doch schon eine Hülfe, wenn man sich, auf 50fache Erfahrung gestützt, sagen kann: das sind Anfälle, schwere, schreckliche, aber sie gehen vorüber wie Zahnweh, wie Zahnweh, das einen auch rasend machen kann. Du mußt Dich damit setzen und ohne zuviel darüber nachzudenken, was umgekehrt eine große Gefahr ist, einfach ausprobiren, was zu thun ist, um den Sturm, wenn er kommt, nach Möglichkeit zu brechen. Mama, bei der nicht bildlich von Sturm zu sprechen ist, sondern von einem wirklichen Blasius, hat sich in beinah virtuoser Weise damit eingerichtet: sie setzt sich ans Fenster, sieht dem Unwetter ins Gesicht, strickt, ißt nichts und trinkt eine Flasche Moselwein. Solche Hausmittel mußt Du auch ausfindig machen, worin wir Dir, wie Du weißt, gern an die Hand gehn; Du kannst Einsamkeit suchen und Menschen suchen, Du kannst zu Mama ins Bett kriechen und kannst zu Tante Witte reisen, Du kannst Aethertropfen nehmen oder einen halben Schinken aufessen, Du kannst stumm sein oder peroriren, drei Stunden spazieren gehn oder mit Frau Sternheim frühstücken, — das eine oder andre dieser Mittel pflegt immer zu helfen, nicht viel, aber ein bischen, und das bischen ist oft schon genug, einen unleidlichen Zustand in einen ertragbaren umzuwandeln. Ergebung und sich ausstudiren, philosophische Betrachtung und Pflichtgefühl und Bildung und Liebe, die, während man an andre denkt, vom eigenen Ich abzieht, das sind keine Radikalmittel, aber — Hülfsmittel. »Und das Leben besteht aus Hülfskonstruktionen«, sagte Richard Lucae.



Gestern war Tante Jenny hier, fünf Stunden nach der Uhr von Shrewsbury, von 5 bis 10. Von 5 bis 7 hielt ich Stand, dann las ich in meinem Zimmer Zeitungen von 7 bis 8 $\frac{1}{2}$  und von 8 $\frac{1}{2}$  bis 10 war dann wieder Schlußsitzung beim Thee. Sie war von so glänzender Beredsamkeit, daß mir die 3 $\frac{1}{2}$  Stunden, die ich mit „auf dem Plan“ war, nicht lang geworden ist [sic!]. Zwei Stunden erzählte sie von alten Zeiten aus Swinemünde, dann anderthalb Stunden von Karlsbad, Friedrichsroda, Badbekanntschaften, von ihrem Vicar of Wakefield (der immer schlecht wegkommt und als Kommißknüppel über die Szene schreitet) von Kurt und seiner Geliebten und seinem Pferdesport, auch von Paul der nun doch wohl nach Amerika eingepackt werden wird und von Max in Woldenberg, mit dem es auch nicht gut stehen soll. Natürlich alles nur ich, ich, ich, und jenes erweiterte „ich“, das sich „Familie“ nennt und noch bedrücklicher wirkt, als das einfache „ich“, dem man, weil man selber ein „ich“ ist, schon ein bischen was zu gute hält. Aber die Vortragsweise war so virtuos, so reiz- und lebensvoll, so menschlich ächt, so muthig, so phrasenlos, daß ich doch ein Gefühl der Bewunderung nicht unterdrücken konnte. Vom Standpunkt höhrer Moral, landläufiger Bildung und feinerer Sitte, muß ich dies alles verwerfen, ja schrecklich finden, vom Standpunkt des Künstlers und Novellisten aus, den lebendige Gestalten entzücken, war's der reine Zucker. Nichts öde, langweilig, alles quietschte nur so. Nur darf man sie nicht unterbrechen, dann ist der Zauber gebrochen.

Heute Nachmittag traf ich beide Jennys, Mutter und Tochter, vor Blankensteins oder der furchtbaren Schasse Thür, und als dritte im Bunde: Minna v. Klöden, Minna Krause, meine alte Liebe vor nun 52 Jahren und noch länger. Denn es ging mir ähnlich wie Lepel, der, auf die Frage wann er zuerst geliebt habe, wehmüthig antwortete: in meinem 4. Jahr. Anno 37 kam Minna Krause mit ihrer noch schönen, höchstens 36 Jahre alten Mutter (denn sie hatte sich mit 15 Jahren verheirathet) aus dem „Oberon“ und ich stand im Vorflur des Opernhauses und wartete auf Beide; Minna trug einen schottischen Mantel, eine Boa von Fé und einen eleganten weißen Atlashut, sah auch noch verklärt aus durch „O, Huon, mein Gatte“, — nun, kurz heraus, jeder Zoll eine Prinzessin, eine Fee in Fé, vielleicht auch eine Schlange in Boa, was nur den Reiz steigerte. — *heute* sah ich eine alte Backebeere, mit unglaublich wenig Zähnen und unglaublich viel Runzeln. Ich freute mich aber doch. Dabei nannte sie mich mit der größten Unbefangenheit „Du“, was mich gradezu rührte, denn man bleibt ein Schaf. Und nun lebe wohl, grüße Tante Anna und das junge Volk. Dein alter Papa.

Erief 310

Berlin 10. Sept. 89.  
Potsd. Str. 134 c.

Meine liebe Mete.

Heute früh kam Dein Brief, der uns eine *große* Freude war; die Alte war mir rührend dabei und kam immer wieder darauf zurück. Ich weiß



nicht, ob sie Dir gleich geschrieben und ihre Freude ausgesprochen hat, bezweifle es aber, da sie heute Renntag hat, nicht in dem schrecklichen Sinne von »ich muß immer rennen« (eine Lokomotion, die leider, seit Jahr und Tag, auch nicht bei ihr ausgeschlossen ist) sondern ganz einfach und anständig im Sinne von »umherrennen«. Sie war heute Mittag bei Sauer's, wo sie *ihn* recht elend fand (Herzgeschichte) und ist in diesem Augenblicke bei Frau Stephany. Dabei hat sie heute Vormittag eine kurze Begegnung mit der Geheimrätin Herrlich, (die Feder sträubt sich immer) und gleich danach mit Marthachen II. gehabt. Wenn ich mir nun zusammenrechne, was vom Sonntag an im Gespräch mit Frau v. Wangenheim und der Lübke, dann heute mit Frau Sauer und Frau Stephany, desgleichen mit der Herrlich und Marthachen II. an Wendungen über Männer und Ehe verzapft worden ist, so fehlen nur noch meine zwei Schwestern, Tante Jenny und Tante Lise, um einen Hochgenuß für Götter herzustellen.

Aber spreche ich lieber von Deiner Krankheit, d. h. von Deiner Gesundheit. Ich werde, als Doktor, doch noch bei Dir zu Ehren kommen. Was predige ich Dir seit Jahr und Tag? Mete, so heißt es (und ich muß es wiederholen, trotzdem Du meine Weisheitssätze besser vortragen kannst, als ich selbst) Mete, Du bist gesund und hast bloß leidige Nerven. Das kann unter Umständen schrecklich sein, ist aber, bei sonst »guter Konstitution« (siehe den 23jährigen Großvater) und glücklichem d. h. *melancholiefreiem Temperament*, nie hoffnungslos. Deshalb nicht, weil der bekannte Satz von Lord Byron »ich legte mich unberühmt zu Bett und stand berühmt wieder auf«, bei derartig Nervenafficirten dahin zu modeln ist: »ich legte mich krank zu Bett und stand gesund wieder auf.« Das heißt, am andern Morgen, — sonst ist es kein Kunststück und können andre auch. Einem Menschenkinde wie Dir, ist immer wieder beizukommen, und wenn ein bestimmtes Etwas eintritt oder beim Suchen glücklich gefunden wird, so »fällt es plötzlich von einem ab«. Dies »Etwas« kann das Mannichfachste sein: ein Beefsteak ein Glas Château d'Yquem, eine wundervolle Birne, ein Brief, ein heitres Gedicht, ein Witz, ein Lachen, vor allem ein Luftwechsel, ein liebes Gesicht, ein Glück. Das Allerletzte ist selten (14 Tage im Leben) aber das Andre giebt es alles noch und Du bist zur Zeit im gleichzeitigen Besitz mehrerer der aufgezählten Posten. Freu Dich derselben und erfreue uns durch Deine Wiederkehr. Herzlichste Grüße Allen. Wie immer Dein alter

Papa.

#### Anmerkungen

Brief 240: Es handelt sich hier offensichtlich um eine Antwort auf Metes Brief vom 16. 2. 82 aus Rostock; siehe Mete Fontane, Briefe an die Eltern, 1974, S. 228 f.

Brief 305: Fontanes Sohn George, gest. 1887, war auf dem Friedhof in Lichterfelde begraben.

Brief 307: Der vorletzte Abschnitt ist meines Wissens bisher noch nirgends abgedruckt worden. Kurt, Paul und Max Sommerfeldt, die Söhne Jennys. Paul ging tatsächlich nach Amerika, wo er Kaufmann wurde.



Christa Schultze (Berlin)

## Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes Aufzeichnungen über Paul und Rudolf Lindau

(mit einem unveröffentlichten Entwurf Fontanes und unbekanntem Briefen)

### I

Vor drei Jahren publizierte die Nymphenburger Ausgabe der Werke Fontanes im zweiten Band der „Literarischen Essays und Studien“ einen aus zwei Quellen zusammengesetzten, „Paul und Rudolf Lindau“ betitelten Artikel<sup>1</sup>. Teil I und III dieser Publikation ist ein Wiederabdruck aus der 1923 verfaßten Dissertation von Erhard Klette, der damals, die Grundlagen zu dem 1908 von Josef Ettlinger herausgegebenen Nachlaßband überprüfend, „bei einem Besuche im Hause des jüngsten Sohnes des Dichters, des Herrn Verlagsbuchhändlers Friedrich Fontane in Neuruppin“ Theodor Fontanes dort aufbewahrten Nachlaß mit einer „unerwarteten Fülle von gänzlich unbekanntem Material“<sup>2</sup> einsehen konnte. Klette zitiert von dem in diesem Nachlaß aufgefundenen, von Fontanes Hand auf der ersten Seite „Paul und Rudolf Lindau“ überschriebenen Entwurf jedoch nur ein knappes Drittel, nämlich den Anfang und – seinem Thema über Fontane als Kritiker deutscher erzählender Werke folgend – den Schluß mit Fontanes Kritik an Paul Lindaus Redaktion der Zeitschrift „Die Gegenwart“. Teil II von „Paul und Rudolf Lindau“ der Nymphenburger Ausgabe greift daher zum Zwecke der Vervollständigung – unter Fortlassung der beiden ersten Absätze, die eine Raffung der bei Klette zitierten darstellen – auf einen Artikel zurück, der im September 1924 ohne Nennung des Editors unter dem Titel „Verkehr mit Paul Lindau. Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane“ in der Sonntagsausgabe der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht worden war<sup>3</sup>, und der – abgesehen von anderen Unterscheidungen, von denen noch die Rede sein wird – die Kritik an der „Gegenwart“ nicht enthält.

Die Handschrift, die Klette Anfang der zwanziger Jahre in Neuruppin eingesehen hatte, erwarb im Februar 1935 zusammen mit einigen anderen Autographen für 400 Mark die damalige Preußische Staatsbibliothek von Frau Sophie Dobert aus Nächst-Neuendorf bei Zossen<sup>4</sup> und ordnete sie den Teilen zu, die bereits auf der Nachlaßversteigerung durch Meyer & Ernst im Oktober 1933<sup>5</sup> von der Bibliothek angekauft und als „Nachlaß Fontane“ katalogisiert worden waren. Seit der Übergabe aller Fontane-Autographen der Berliner Bibliothek im Jahre 1965 befindet sich die Handschrift im Potsdamer Theodor-Fontane-Archiv, das heute der Deutschen Staatsbibliothek angegliedert ist. Die Handschrift besteht aus 15 doppelseitigen Foliobogen (also 30 Blatt), die – beide Mittelseiten freilassend – jeweils auf der ersten und vierten Seite beschrieben sind. Die dem Entwurf beiliegende Vorderseite eines alten Umschlagdeckels trägt die Aufschrift „Convolut 10“, den Titel „Paul und Rudolph Lindau“ und – von der Hand Friedrich Fontanes – die Bemerkung: „Siehe auch den im Nachlaßband schon gedruckten Artikel über Rudolf Lindau



„Ein Besuch“ und den im gleichen Band veröffentlichten Artikel über Paul Lindaus „Zug nach dem Westen“. Ferner liegt dem Manuskript eine dreiviertel Seite der auf Josef Ettlingers Anordnung hin im Verlagsbüro von Friedrich Fontane angefertigten Schreibmaschinenabschrift bei, die den Abschnitt über Paul Lindaus „Benehmen zur Stille“ (bis „habe einfach renommiert“) enthält. Nachstehend kommt der Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ zum erstenmal ungekürzt nach dem handschriftlichen Original zum Abdruck. Er enthält Passagen, die in der nach Klette und nach der „Vossischen Zeitung“ von 1924 vorgenommenen, ebenfalls „Paul und Rudolf Lindau“ betitelten Publikation der Nymphenburger Ausgabe fehlen. Um weiterer Forschungstätigkeit eine handliche Vergleichsmöglichkeit zwischen dem 1924 gedruckten „Verkehr mit Paul Lindau“ und dem bislang ungedruckten Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ zu bieten, wird auch der erstgenannte Artikel aus der „Vossischen Zeitung“ wiedergegeben. Für unseren nur als Ansatz zu betrachtenden Aufhellungsversuch der Entstehungsgeschichte von Fontanes Aufzeichnungen über die Brüder Lindau wurden seine gedruckten Kritiken und Notizen über deren Schaffen herangezogen, ferner sein unveröffentlichtes Tagebuch von 1881, seine Briefe an Paul Lindau, die weiter unten abgedruckten, im Fontane-Archiv aufbewahrten Abschriften der Briefe der Brüder Lindau an ihn, die Verlagsakten der Firma Friedrich Fontane & Co. und schließlich Fontanes von Josef Ettlinger aus dem Nachlaß veröffentlichter Essay „Rudolf Lindau. Ein Besuch“<sup>6</sup>, der eine Einheit mit dem hier erstmals publizierten Entwurf sowie dem Artikel „Verkehr mit Paul Lindau“ bildet.

Die „Paul und Rudolf Lindau“ betitelte Publikation der Nymphenburger Ausgabe enthält den Punkt 9 (vgl. weiter unten, S. 44) des nachstehenden Entwurfs dieses Titels nicht. Punkt 9 setzt der Entstehungszeit des Entwurfs deutliche Grenzen. Er berichtet von einer letzten abendlichen Zusammenkunft Fontanes mit Paul Lindau am 25. Januar 1883 in dessen Wohnung, die zum Zwecke der Vorlesung, bzw. Anhörung von Paul Lindaus Stück „Mariannes Mutter“<sup>7</sup> zustande gekommen war. Der Entwurf kann also nicht vor dem 25. Januar 1883 beendet worden sein. Die Bemerkung in Punkt 9, daß Lindaus Stück „in dem neuen ‚Deutschen Theater‘ im Herbst 83 aufgeführt werden soll“ (Hervorhebung – Ch. Sch.), begrenzt die Entstehungszeit nach der anderen Seite hin mit spätestens Sommer 1883. Bei der Zusammenkunft im Hause Paul Lindaus „näherete“ sich Fontane Rudolf Lindau und „versprach, ihn zu besuchen“ (vgl. weiter unten, S. 45). Dieser versprochene Besuch erfolgte knapp vier Wochen später, am 23. Februar 1883<sup>8</sup>. Wahrscheinlich machte sich Fontane erst nach diesem Besuch an eine erste Niederschrift über seine Begegnungen mit den Lindaus, und zwar sowohl an den Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ als auch an den anderen Teil des (anfänglich) selben Vorhabens, eben den Essay „Rudolf Lindau“, dessen Handschrift 1937 noch das Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung aufbewahrte, die aber heute nicht mehr vorliegt. Eine solche Niederschrift war ja – genau wie bei den Aufzeichnungen über



Literatur – nichts anderes als ein für den Verfasser selbst bestimmtes schriftliches Festhalten von Erlebtem, das ihm bedeutungsvoll erschienen war oder ihn besonders berührt hatte. An eine Publikation von Persönlichem, ja Intimem über so bekannte, mitten im politischen, bzw. journalistischen Leben stehende Zeitgenossen wie die Brüder Lindau war damals nicht zu denken. Es ist allerdings auch nicht auszuschließen, daß der Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ bereits nach der Begegnung am 25. Januar 1883 verfaßt wurde, obwohl der Plural in dem einleitenden Satz („bis 83 hatte ich nachstehende Begegnungen mit den Lindaus“) mehr dafür spricht, daß erst der außerordentliche Eindruck seines Besuchs bei Rudolf Lindau am 23. Februar 1883. Fontane überhaupt zum Schreiben über die Brüder veranlaßt hat. Seine früheren Begegnungen mit dem erst seit Ende 1878 in Berlin lebenden Rudolf Lindau dürften nämlich nicht allzu häufig und – mit Ausnahme jener vom 25. Januar 1883, als er dem zurückhaltenden Legationsrat im Auswärtigen Amt näherzukommen suchte – nur sehr flüchtiger Natur gewesen sein. War doch anfänglich gerade die Übersiedlung Rudolfs nach Berlin, die Pauls „Hof- und Ministerialperiode“ eingeleitet hatte, die Ursache dafür, daß Fontane sich aus einem Kreise zurückzog, in dem er „doch nie recht heimisch werden zu können“ glaubte (vgl. weiter unten, S. 43). Die Angabe in der Fontane-Chronik von Hermann Fricke, die – ohne Nennung der Quelle, doch sicher nach den Fricke „erhalten gebliebenen Auszügen und Abschriften“<sup>9</sup> aus Fontanes heute nicht mehr vorliegendem Tagebuch von 1883 – unter dem 25. Februar 1883 (zwei Tage nach dem Besuch bei Rudolf) verzeichnet: „Aufsatz ‚Meine Beziehungen zu den Lindaus‘ gearbeitet“<sup>10</sup>, läßt leider nicht erkennen, ob es sich um den Beginn oder eine Fortsetzung dieser Arbeit handelt. Auf jeden Fall zeugen die von Fontanes Hand stammende Überschrift des Entwurfs und der einleitende Satz davon, daß Fontane – ungeachtet der Tatsache, daß im Entwurf Rudolf Lindau nur dreimal nebenbei erwähnt wird – anfangs in einem Zuge über beide Brüder zu schreiben beabsichtigte. Daß Paul im Titel des Entwurfs zuerst genannt und zuerst behandelt wird – obwohl Fontane dessen Bruder Rudolf sehr bald als die in jeder Hinsicht beachtenswertere Persönlichkeit erkannte – erklärt sich wohl daraus, daß Fontane mit Paul Lindau bereits seit der Gründung der „Gegenwart“ im Jahre 1872 andauernde, zwar vorwiegend geschäftliche, doch bei allem skeptischem Vorbehalt gegen den glatten Allerweltskerl mitunter fast kameradschaftliche Beziehungen unterhielt<sup>11</sup>. Selbst für die zeitgenössische Literaturgeschichtsschreibung war ja Rudolf Lindau zunächst nur „der Bruder Paul Lindaus“<sup>12</sup>. Dieser beherrschte nun einmal die literarische Szene der Gründerzeit. Paul vermittelte überdies Fontanes Kontakt zu R. Lindau: schon 1872 hatte er Fontane um Besprechung von dessen Kriegsbuch für die „Gegenwart“ gebeten (vgl. weiter unten Brief 2). Die darin enthaltene „kurze Personalnotiz“ über Rudolf, der „seit Anfang der fünfziger Jahre in Paris mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt... dann längere Zeit (gegen zehn Jahre) in Asien, namentlich Japan als Generalkonsul der Schweiz politisch tätig“<sup>13</sup>



gewesen, verdankte Fontane zweifellos dem Bruder Paul, der ihm 1872 bei einem Besuch in der Luisenstraße 37 „allerlei von der Größe der Familie Lindau vorrennommierte, dabei mit Vorliebe (und mit Recht) bei den Qualitäten seines Bruders Rudolf verweilend“ (vgl. weiter unten, S. 45).

Erst ein knappes Jahrzehnt später, im März 1881, kam es zu einer direkten Berührung zwischen Fontane und Rudolf Lindau, bei der wiederum Paul Lindau den Mittelsmann spielte. Die Begebenheit war für Fontane wichtig genug, um in seinem Tagebuch vermerkt zu werden. Im Frühjahr 1879 hatte er, an der Biographie Bismarcks für das Prachtalbum „Vaterländische Reiterbilder aus drei Jahrhunderten von W. Camphausen“ arbeitend, eine Übersetzung benutzt, die unter dem Titel „Fürst Bismarck in der englischen Presse“ im August 1878 in Paul Lindaus „Gegenwart“ erschienen und deren ungenannter Verfasser Rudolf Lindau war. Obwohl Fontane Panegyrisches in Lindaus Schilderung und dessen Beschreibung des äußeren Habitus des Kanzlers weitgehend ausläßt, fällt an seiner Bismarck-Biographie<sup>14</sup> dennoch der merkwürdige Gegensatz zwischen anfänglich nüchterner (weil eigener oder Brachvogelscher) Darlegung des Lebensweges und der vom Beginn der Hinwendung zu „seiner Erscheinung, seinem Charakter“ immer mehr zunehmenden Anteilnahme und Kenntnis von Privatem überraschend ins Auge. Eine solche Kenntnis konnte nur jemand haben, der wie Rudolf Lindau zur engeren Umgebung des Beschriebenen gehört hatte. Diese Uneinheitlichkeit in Fontanes Bismarck-Biographie findet durch den weiter unten abgedruckten Brief Rudolf Lindaus an Fontane vom 31. März 1881 nun ihre Aufklärung. Bei der schnell verfertigten Brotarbeit<sup>15</sup> an den „Reiterbildern“ dürfte Fontane sich zunächst wenig darum gekümmert haben, wer der eigentliche Verfasser der im August 1878 in der „Gegenwart“ erschienenen Übersetzung aus der „ältesten und vielleicht angesehensten englischen Monatsschrift“<sup>16</sup> gewesen ist. Erst als der spätere erste Herausgeber seiner gesammelten Werke Emil Dominik in der illustrierten Berliner Wochenschrift „Der Bär“ am 26. März 1881 zum bevorstehenden Geburtstag Bismarcks auf zwei Seiten dessen Porträt brachte und dabei in gutgemeinter Absicht der Arbeit Fontanes gedachte und auszugsweise mitteilte, „wie unser lebenswürdiger Landsmann ... den heutigen deutschen Reichskanzler schildert“<sup>17</sup>, kamen Fontane ernste Bedenken. Am Sonntag, dem 27. März 1881, notierte er: „Ein ‚Bär‘-Artikel, in dem mir Freund Dominik eine Bismarck-Biographie zuschreibt (und sie lang und breit zitiert), die *nicht* von mir herrührt, beunruhigt mich einigermaßen. Ich schreibe Briefe an Dominik und [Paul] Lindau, um die Sache nach Möglichkeit wieder in Ordnung zu bringen“<sup>18</sup>. Schon einen Tag später, am 28. März, erhielt er eine Antwort von Dominik, und unter dem 30. März verzeichnet er ein „Gespräch mit Julius Grosser über Rudolf und Paul Lindau“ und den Empfang eines weiteren Briefes von Dominik in der „Bismarck-Artikel und Rudolf-Lindau-Angelegenheit“. Am 31. März heißt es dann: „Brief von Paul Lindau“.



Erst diese Affäre brachte beide Schriftsteller einander näher. Rudolf Lindaus liebenswürdige Entschärfung der „Bismarck-Artikel-Angelegenheit“ im Brief vom 31. März 1881 (vgl. im Anhang Brief 5), den Fontane am 1. April 1881 erhielt und noch am selben Tage beantwortete, ließ sein Interesse an dem Menschen Rudolf Lindau hellwach werden<sup>19</sup>. Seine Aufmerksamkeit für den Schriftsteller, der gleich ihm nach langjährigem Wirken als Journalist, Reise- und Kriegsberichter seit den siebziger Jahren belletristisch tätig war, hatte er bereits im Dezember 1880 in einer kurzen, in der „Vossischen Zeitung“ gedruckten Notiz über dessen Novellenband „Die kleine Welt“ bekundet. Damals bescheinigte er dem Kollegen ein „echtes Schriftstellertalent, das unter geflissentlicher Vermeidung großer Worte, aus einer anscheinend allerschlichtesten Vortragsweise heraus, große Wirkungen zu erzielen weiß“,<sup>20</sup>. Es will schon etwas heißen, daß Fontane, der im reifen Lebensalter seinen gesellschaftlichen Verkehr durchaus nicht intensiviert, am 25. Januar 1883 plötzlich die Initiative ergriff und sich dem reservierten Legationsrat mit dem Ziel weiteren Kontaktes näherte. Im Jahre 1880 hatte er sich noch auf einer Gesellschaft Pauls, bei der Rudolf Lindau zweifellos zugegen war, um seinem langjährigen Chef, dem deutschen Botschafter in Paris Chlodwig von Hohenlohe (vgl. weiter unten, S. 44, Punkt 8) zu assistieren, „ganz deplaciert“ und völlig „in-den-Skat-gelegt“ gefühlt. Am 25. Januar 1883 aber legte er es geschickt darauf an, den als Schriftsteller vom Beifall der Menge keineswegs verwöhnten Rudolf Lindau durch gute Kenntnis seiner Novelle „Gordon Baldwin“ zu erwärmen, wußte er doch aus eigener Erfahrung: „Lob ist billig und das Vergnügen fängt erst an, wenn man wahrnimmt, daß der andere mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen hat.“<sup>21</sup> Für den Besuch in der Alsenstraße 2, der durch zweifachen Briefwechsel für den 23. Februar 1883 verabredet wurde (vgl. im Anhang Briefe 7 und 8), präparierte sich Fontane geradezu: er las nicht nur Lindaus eben erschienenen Novellenband „Wintertage“ (enthaltend „Im Park von Villers“, „Hans der Träumer“ und „Souvenir“) sowie dessen im Januar- und Februarheft von „Nord und Süd“ abgedruckte Novelle „Der Gast“, er verfaßte darüber hinaus zur Klärung seiner Gedanken über alle vier Novellen in seiner üblichen Manier flüchtige Aufzeichnungen. Diese vier, in Abschrift im Fontane-Archiv Potsdam befindlichen Aufzeichnungen<sup>22</sup> sind alle im Februar 1883 (vor dem 23.) entstanden.

Zweifellos spielte bei Fontanes Vorstoß der Wunsch eine Rolle, die unangenehme Geschichte vom März 1881 ganz auszulöschen. Darum kommt auch dem abschließenden Satz des Gesprächs mit Rudolf Lindau „Von Bismarck kein Wort“ noch eine andere Bedeutung zu als die bisher interpretierte: absolute Diskretion auf Seiten des nunmehrigen Leiters des Pressedezernats der ostasiatischen und nordamerikanischen Angelegenheiten im Auswärtigen Amt in Berlin. Beide Gesprächspartner vermieden vielmehr ein Thema, das unliebsame Erinnerungen wecken und den angenehmen Abend stören könnte. Doch ging es nicht in erster Linie um Vergangenes. Fontane lag es in dieser frühen Etappe seines



Novellenschaffens, da er sich selbst noch auf der Suche befand und andere Größen zur Erprobung seiner eigenen Positionen kritisch unter die Lupe nahm, an einem Gespräch über literarische Fragen mit einem Partner, der ihm letzten Endes sympathisch war und dessen Novellen er akzeptierte. Wie macht es der andere? war die Frage. Mit seiner an jenem Abend geäußerten Kritik an der Figur der Edith aus Lindaus Novelle „Hans der Träumer“ (sie war vorher schon in seiner „Aufzeichnung“ niedergelegt) entlockte Fontane dem andern die Rechtfertigung von „Sprüngen“ in der Gestaltung von Charakteren, sofern diese dem Leben abgelauscht sind. Das Gespräch glitt so über zur zentralen Frage in Fontanes damaliger Schaffensperiode: zur realistischen Darstellungsweise und zu der von Fontane einstweilen noch festgehaltenen, von Lindau abgelehnten Notwendigkeit des „Hineinredens“ des Autors in den Erzählgang. Unumwunden gab Rudolf Lindau zu, daß er nach dem Schaffensprinzip seines Freundes, des russischen Realisten I. S. Turgenjew verfare, mit dem er in den fünfziger Jahren und zwischen 1871 und 1878 in Paris häufig diskutiert hatte<sup>23</sup>. Bei ihm fand er jene „Wahrheit, Objektivität und Realität“, die er bei der einheimischen Novellistik vermißte. Dieses Eingeständnis eines Mannes, den Fontane nun als klug und liebenswürdig, „von großer Weltkenntnis ebenso was Fläche wie Tiefe angeht“<sup>24</sup>, als durch und durch schätzenswert erkannte, machte auf ihn, der ja in den zurückliegenden Jahren sich gerade mit Turgenjews Schaffen streitbar auseinandergesetzt hatte, einen unauslöschlichen Eindruck. Von nun an rechnete auch er es sich zur Ehre an, den russischen Dichter für sich als „Meister und Vorbild“ zu beanspruchen, zu dessen „Schule“ (gemeint ist im deutschen Sprachraum) er sowohl sich als auch Rudolf Lindau zählte. Dies betont er ausdrücklich in einem Brief an Ludwig Pietsch<sup>25</sup>, der ihn in einer Rezension vom Dezember 1885 neben Turgenjew und Adolf Menzel gestellt hatte. Angesichts der bei aller Bewunderung mitunter harten Kritik, die Fontane noch wenige Jahre zuvor gerade an Turgenjews Realismus geübt hat (an „Neuland“: „wie traurig, wie unbefriedigend... kaum eine Zukunftsperspektive“; an „Rauch“: „Es ist ein Irrweg und ein Verkennen des eigensten *innersten* Wesens der Kunst“; an „Mumu“: „Es ist die Muse in Sack und Asche... Das Leben hat einen Grinsezug“), müßte eine solche Zugehörigkeitserklärung zur Turgenjew-Schule<sup>26</sup> überraschen, gäbe es nicht die Aufzeichnung des Gesprächs mit Rudolf Lindau von Anfang 1883, das eine Entwicklungsstufe auf Fontanes Weg zum realistischen Schriftsteller markiert<sup>27</sup>. Der Gedanke an den „Meister“ wurde auch im November 1886 noch einmal laut, als Fontane in seiner Besprechung von Paul Lindaus Roman „Der Zug nach dem Westen“ dem Autor empfahl, sich in Schlichtheit der Darstellung „an seinem Bruder Rudolf, der sich an seinem Meister Turgenjew zum Meister herantildete“<sup>28</sup>, ein Beispiel zu nehmen. Es ist durchaus kein Zufall, daß gerade Fontanes Gespräch mit Rudolf Lindau, mit dem er sich damals gleichen Ranges und anderen zeitgenössischen deutschen Kollegen überlegen fühlte, das ausführlichste Selbstzeugnis über seine Schaffensweise enthält. Wie in



jedem echten Gespräch war er ebenso Gebender wie Nehmender. Die Frage-Antwort-Form der Schilderung des Besuchs war nicht zuletzt durch Fontanes starkes Beteiligtsein an dem diskutierten Gegenstand verursacht; überdies wurde „Rudolf Lindau“ zweifellos sehr bald nach dem Besuch, als alles Gesprochene noch frisch im Gedächtnis haftete, niedergeschrieben. Auch Fontanes Beschreibung des eine Woche später empfangenen Besuchs von Paul Heyse (am 2. März 1883) ist übrigens vorwiegend eine Wiedergabe des gehaltenen Gesprächs, bei der Fontane in einer Randnotiz hervorhebt, daß der Münchner von allen literarischen Größen Berlins nur von Rudolf Lindau „einen absolut guten Eindruck“ empfangen zu haben schien<sup>29</sup>. Die Dialogform erreicht durch ihre Unmittelbarkeit eine Wirkung, daß der heutige, von berichterstattenden Medien umgebene Leser bei „Rudolf Lindau“ das Gefühl hat, „fast ein Interview“<sup>30</sup> vor sich zu haben. Doch hatte Fontane während des Besuchs bei Rudolf Lindau zwar als Fragender, um nicht zu sagen als Ausfrager fungiert, aber keineswegs die Absicht einer Berichterstattung gehabt. Ihm war es hier vielmehr wie bei den meisten im Nachlaß aufgefundenen Aufzeichnungen in erster Linie um Selbstverständigung gegangen. Das Hingleiten des Gesprächs von Photographien Lindaus verwandter Kinder über dessen japanische Kostbarkeiten bis zum Bild des Beiden bekannten Helgoländer Malers Gaetke, das Lindau in einer seiner besten Novellen verarbeitet hat, ist Erwärmen des Partners und damit Vorbereitung auf das „Eigentliche“, das Fontane aus dem ihm kongruenten, aber weltkundigeren und aussagefähigen Gegenüber hervorzuholen hoffte – nämlich die ihn um seines eigenen Schaffens willen interessierende Aussage über die literarische Produktionsweise des anderen.

Das hier zur Verdeutlichung des Zusammenhangs aller Paul- und Rudolf-Lindau-Aufzeichnungen so breit ausgeführte Gespräch mit Rudolf Lindau offenbarte seinerzeit erst beim Schreibakt sein volles Gewicht und verdrängte frühere Absichten, die Fontane bei Abfassung von „Paul und Rudolf Lindau“ und von „Rudolf Lindau“ vorgeschwebt haben mochten. „Rudolf Lindau“ verselbständigte sich gewissermaßen. Diese Niederschrift paßte nun weder in der Form noch im Gehalt zu dem, was uns als Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ vorliegt: ein Teil des letzteren wurde zum Rohmaterial. Fontane entnahm ihm den Punkt 9 und benutzte ihn in gekürzter Form als Einleitung für „Rudolf Lindau“. Die Aufzählung der Gäste auf Paul Lindaus Gesellschaft vom 25. Januar 1883 entfällt in dem einleitenden Absatz von „Rudolf Lindau“ ebenso wie die Einzelheiten über Paul Lindaus Stück „Marianne Mutter“; alles lenkt nun in der Erwähnung des 25. Januar auf das vier Wochen später geführte Gespräch über literarische Fragen hin. Dabei passiert es – wie wohl auch in Wirklichkeit geschehen –, daß Rudolf Lindaus Novelle „Gordon Baldwin“ zweimal „durchgenommen“ wird: bei der Schilderung der in „Rudolf Lindau“ (im Gegensatz zu Punkt 9 von „Paul und Rudolf Lindau“) ausführlich dargelegten Unterhaltung mit Rudolf am Abend



des 25. Januar und bei der Wiederaufnahme des literarischen Themas am 23. Februar im Hause Rudolf Lindaus.

Der Inhalt des ganz auf das Nachfolgende ausgerichteten einleitenden Absatzes von „Rudolf Lindau“ läßt keinen Zweifel daran aufkommen, daß diese Umarbeitung nur von Fontane selbst vorgenommen worden sein kann. Doch hat an dem Essay „Rudolf Lindau“, wie er uns überliefert ist, zumindest bei der Gestaltung des Titels der Herausgeber Josef Ettliger mitgewirkt: der Untertitel „Ein Besuch“ ist von ihm hinzugefügt worden. Eine frühere Erwähnung der Handschrift – und zwar von Ettliger selbst – berechtigt zu einer solchen Annahme<sup>31</sup>. Nachdem Ettliger im Juni 1905 auf Empfehlung Paul Schlenthers von Friedrich Fontane gegen Honorar verpflichtet worden war, Theodor Fontanes literarischen Nachlaß zu sichten, verfaßte er eine Aufstellung über seine Tätigkeit für den Zeitraum von August bis Oktober 1905, die einem Bericht Friedrich Fontanes an die Erben Martha und Theodor Fontane vom November 1905 – genannt „Bericht III über den Stand der Vorarbeiten am literarischen Nachlaß Theodor Fontanes“ – beigelegt war. Wir zitieren aus Ettligers Aufstellung die unter Punkt IV genannten Handschriften des Konvoluts 10, der „Historisches und Biographien. Reiseschilderungen, Pläne für Werke“ enthielt, mit den Bemerkungen des zukünftigen Herausgebers von „Rudolf Lindau“:

IV. a. Gesellschaft bei Paul Lindau

Wahrscheinlich nicht verwendbar, aber als Material zu *kopieren*.

b. Paul und Rudolf Lindau

Muß in einem Essay zusammengearbeitet werden; sehr fein und amüsan. Zu *kopieren*.

c. Rudolf Lindau. Zu *kopieren*.

d. Drei Kritiken über Rudolf Lindausche Novellen.

Nicht *druckbar*.

In Friedrich Fontanes Bericht vom November 1905 heißt es dazu, daß alle von Ettliger angemarkten Stellen im Verlagsbüro auf drei Schreibmaschinen kopiert worden seien und Abschriften und Originale jetzt in einem besonderen Konvolut im Geldschrank lagern<sup>32</sup>.

Rund dreißig Jahre später sichtete Hermann Fricke die Bestände des Theodor-Fontane-Archivs der damaligen Brandenburgischen Provinzialverwaltung und nannte unter „Aufsätze und Kritiken zur Literatur“ die Handschriften

L 11 Gesellschaft bei Paul Lindau. 21. März 1884. Eigh. Entwurf, 8 Seiten 2<sup>0</sup>

L 12 Rudolf Lindau. Eigh. Aufsatz, 28 Seiten 2<sup>0</sup>

L 13 Über Lindaus „Zug nach dem Westen“. Eigh. Kritik, 6 Seiten 2<sup>0</sup>

L 14 Rudolf Lindau. a) Im Park von Williams [verlesen für: Villers]. Eigh. Kritik, 2 Seiten 2<sup>0</sup>. b) Der Gast. Eigh. Kritik, 2 Seiten 2<sup>0</sup>. c) Souvenir. Eigh. Kritik, 2 Seiten 2<sup>0</sup>. d) Hans der Träumer. Eigh. Kritik, 2 Seiten 2<sup>0</sup>.



Die Gegenüberstellung von Ettlengers und Frickes Aufstellung<sup>33</sup> der für unser Thema relevanten Aufzeichnungen Fontanes erlaubt die Schlußfolgerungen:

1. Die von Ettlenger 1905 erwähnte, 1937 noch vorhandene, heute aber nicht mehr überlieferte Handschrift „Gesellschaft bei Paul Lindau“ ist gleichzusetzen mit der Beschreibung der „Herzogs-Soirée“ bei Paul Lindau am 21. März 1884, die den Schluß des 1924 von einem Un- genannten veröffentlichten Artikels „Verkehr mit Paul Lindau“ bildet. Diese Handschrift ließ Ettlenger als „Material“ kopieren.
2. Die ebenfalls nicht überlieferte Handschrift „Rudolf Lindau“ wurde sowohl von Ettlenger 1905 als auch von Fricke 1937 ohne Untertitel aufgeführt.
3. Die einzige überlieferte Handschrift „Paul und Rudolf Lindau“, die aus Teilstücken besteht (Schilderung der Begegnungen mit Paul Lindau, Beschreibung der Wohnungen, Kritik an der „Gegenwart“) und die Ettlenger als „sehr fein und amüsan“ besonders auffiel, wurde von ihm für eine „Zusammenarbeitung“ in einem Essay in Betracht gezogen. Die Handschrift war, nachdem Klette sie 1922/1923 noch in Neuruppin benutzt hatte, über Paul und Sophie Dobert in die Preu- ßische Staatsbibliothek Berlin gelangt und lag daher bei Hermann Frickes Sichtung 1937 dem „Paul-und-Rudolf-Lindau-Komplex“ des Fontane-Archivs nicht mehr bei.
4. Von allen 1905 durch Ettlenger aufgenommenen Handschriften wurden Kopien angefertigt (auch von den Aufzeichnungen über Rudolf Lindaus Werke, wie die Abschriften im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam be- weisen).
5. In beiden Quellen taucht keine Handschrift „Verkehr mit Paul Lindau“ oder eine andere auf, die dieser entsprechen könnte.

So findet die in den Anmerkungen der Nymphenburger Fontane-Ausgabe ausgesprochene Vermutung, es handle sich bei dem Aufsatz „Verkehr mit Paul Lindau“ um eine „Neufassung“ des Entwurfs „Paul und Rudolf Lindau“<sup>34</sup>, ihre Bestätigung. Es gibt jedoch keinen Hinweis, daß diese von Fontane selbst vorgenommen worden ist. Allerdings könnte nur eine sehr einfühlsame Hand und ein guter Fontane-Kenner am Werk gewesen sein. Der Wegfall des Punktes 9 mit der Kritik an Paul Lindaus Stück „Marianne Mutter“ zeugt von der Kenntnis der Benutzung dieses Punktes in „Rudolf Lindau“. Da auch der über Paul Lindaus Stück „Tante Therese“ handelnde Punkt 5 in Fortfall kommt, gibt es in dem Artikel „Verkehr mit Paul Lindau“ überhaupt keine Bemerkungen mehr über Lindaus Theaterstücke, d. h. auch keine Kritik. Entfallen ist auch allzu Amüsanter wie z. B. Paul Lindaus „Benehmen zur Stilke“ (diese Seite aus der Schreibmaschinenabschrift von „Paul und Rudolf Lindau“ ist – wie erinnerlich – erhalten geblieben), was dreiviertel des Punktes 4 ausmacht. Über Rudolf Lindau, über den ja 1908 der Essay veröffentlicht wurde, wird nichts mehr ausgesagt. Nur eine einzige (und zwar die



ausführlichste) Wohnungsbeschreibung wurde an „entsprechender Stelle einrangierte“, nämlich unter Fortlassung von „Amüsantem“ und Persönlichem über Paul Lindau unter Punkt 2 gesetzt. An Stelle des Punkts 9 mit der Beschreibung der Gesellschaft vom 25. Januar 1883 steht nun die Beschreibung der „Herzogs-Soirée“ vom 31. März 1884. Alle Passagen, aus denen eine Überempfindlichkeit Fontanes wegen mangelnder Beachtung seiner Arbeiten in der von Paul Lindau redigierten „Gegenwart“ herausgelesen werden könnte, und die „Revanche“, Fontanes Kritik an dessen Art und Weise der Redaktion, sind eliminiert. Alle Schärfer und Spitzen sind damit beseitigt, um am Schluß ohne Inkonsequenz von einer „sozialen Bedeutung“ Paul Lindaus sprechen zu können. Als an einen eventuellen Bearbeiter von „Paul und Rudolf Lindau“ denkt man natürlich zunächst an Josef Ettliger, der ja 1905 beabsichtigte, die im März 1884 von Fontane verfaßte Beschreibung der Soirée als „Material“ zu verwenden und den Entwurf zusammenzuarbeiten. Doch belehrt eine Notiz von Ettligers Hand eines andern. Diese Notiz befindet sich auf einem Blatt, das den Paul-Heyse-Handschriften im Fontane-Archiv Potsdam beiliegt, die (wie ein alter Umschlagdeckel aussagt) früher einmal zusammen mit den (dort so zitierten) Aufzeichnungen „Die Lindaus. a) Gesellschaft, b) Paul und Rudolf Lindau, c) Rudolf Lindau“ als alle dem Konvolut 10 zugehörig zusammenlagen. Die Notiz Ettligers (ohne Datum) lautet: „Diese Aufsätze über *Heyse* und *Lindau* sollen dem Kommissionsbeschluß gemäß bei Lebzeiten beider noch nicht gedruckt werden. Die kleinen Aphorismen sind gleichfalls zurückgestellt, weil sie sich in dem Nachlaßband nicht einfügen lassen.“ Ettliger hatte also zunächst nicht nur die Paul-Lindau-, sondern auch die Paul-Heyse-Aufzeichnungen für den Nachlaßband in Betracht gezogen, kann aber, da er seine Absicht zurückstellen mußte und 1912 verstarb, hinsichtlich des Artikels „Verkehr mit Paul Lindau“ mit seinen „Regieanweisungen“ nur ein Vorarbeiter gewesen sein. Die Paul-Heyse-Handschriften tragen ebenso wie der Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ alle den Akzessionsstempel der Preußischen Staatsbibliothek Berlin mit der Nummer 96<sup>35</sup>. Das bedeutet, daß auch dieser Komplex sich in den Händen von Paul Dobert befand und nach dessen Tod im Februar 1935 von seiner Frau Sophie an die Preußische Staatsbibliothek verkauft wurde. Die Veröffentlichung aller acht Punkte der Paul-Heyse-Aufzeichnungen in „Welt und Werk“ vom 7. September 1924<sup>36</sup> unter dem vom Herausgeber erdachten Titel „Fontane und Paul Heyse. Tagebuchblätter aus Fontanes unveröffentlichtem Nachlaß“ geschah also im selben Moment wie die Publizierung von „Verkehr mit Paul Lindau“. Bei beiden hat zweifellos Paul Dobert, der sich nach langjähriger Redakteurstätigkeit in Berlin 1922 in der Nähe von Zossen als Schriftsteller niedergelassen hatte (vgl. Anm. 4) und noch gute Beziehungen zur Presse unterhalten haben dürfte, seine Hand im Spiele gehabt. In welcher Weise Friedrich Fontane an der Veröffentlichung der Aufsätze mitgewirkt hat, bleibt offen. Wir hinterlassen an dieser Stelle weiteren Nachforschungen ein „weites Feld“.



Halten wir fest: der Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ wurde zwischen dem 25. Januar und Ende Februar 1883 verfaßt. Der Artikel „Verkehr mit Paul Lindau“ ist eine auf ein Drittel gekürzte Umarbeitung dieses Entwurfs von unbekannter Hand unter Hinzufügung einer weiteren Handschrift Fontanes vom März 1884. An der Veröffentlichung des Artikels 1924 in der „Vossischen Zeitung“ war Paul Dobert beteiligt. Da der annähernd zur gleichen Zeit wie Fontanes Aufzeichnung seines Gesprächs mit Paul Heyse (vom 2. März 1883) entstandene Essay „Rudolf Lindau“ eine weit größere stilistische Glätte aufweist als jene, liegt der Gedanke nahe, daß der Essay, wie er seit Jahrzehnten durch Eitlingers Herausgabe zum festen Werkbestand Fontanes gehört, zu einem späteren Zeitpunkt eine Überarbeitung erfahren hat, möglicherweise von Fontane selbst. „Rud. Lindaus Novellen“ blieben ihm bedeutend und wertvoll genug, um das Manuskript noch einmal vorzunehmen, hat er doch diese noch 1889 und 1894 in seiner Antwort auf eine Anfrage über die „besten Bücher“ uneingeschränkt empfohlen<sup>37</sup>. In einem Brief vom 6. Mai 1895 an den Sohn Theo begründete er seine Bezeichnung Friedrich Fontanes als belletristischen „Nummer-1-Verleger“ u. a. damit, daß in dessen Verlag die Arbeiten Rudolf Lindaus erschienen<sup>38</sup>. Als Heinrich Spiero 1909 anläßlich des achtzigsten Geburtstags Rudolf Lindaus die einzige Monographie über ihn schrieb, war er der Meinung, die Zeit dieses „echten Sohnes jenes realistischen Geschlechts“ werde erst kommen<sup>39</sup>. Doch hat die Zeit nicht für diesen Schriftsteller gearbeitet. Rudolf Lindaus beste Novellen sind voller Spannung, von stofflicher und geographischer Ausdehnung und angefüllt mit moralischen und ethischen Sentenzen; sie gehen weit über gekonnte Unterhaltungsliteratur hinaus. Dennoch stellen sie, da sie den Liebes- und Pflichtenkreis ihrer Personen nie ins Politische und Soziale ausdehnen, nicht das ganze Leben dar<sup>40</sup>. Was ihnen fehlt, ist jenes zukunftsweisende, lebensträchtige Element, das Fontanes Werk auszeichnet, es noch heute aussagestark macht und vor dem Vergessen bewahrte, dem der von Schopenhauerschem Pessimismus beeinflusste Rudolf Lindau anheimfiel. So kam es, daß Fontane ein reichliches Jahrzehnt nach seiner durch die Paul- und Rudolf-Lindau-Aufzeichnungen belegten Hinwendung zu „den Lindaus“ die Huldigung und den tiefgefühlten Dank seines Gesprächspartners vom Februar 1883, der ihm damals Realismusfragen klären half und noch Anfang 1890 an der Feier zu seinem 70. Geburtstag teilnahm, für „Effi Briest“ entgegennehmen konnte: für diesen „besten Roman, der seit vielen, vielen Jahren in Deutschland geschrieben worden ist: wahr, rein, ergreifend, das Werk eines edlen, erfahrenen, nachsichtigen Menschen!“

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Band XXI/2: Literarische Essays und Studien, 2. Teil, München: Nymphenburger Verlagshandlung (im folg.: NFA) 1974, S. 230–238.
- 2 Vgl. Erhard Klette, Theodor Fontane als Kritiker deutscher erzählender Werke des 18. und 19. Jahrhunderts. Studien mit Benutzung unveröffentlichten Materials des Nachlasses. Diss. Phil. Greifswald 1923, S. 3; das Zitat aus dem Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ auf S. 39 bis 42.



- 3 Vgl. Vossische Zeitung, Nr. 462 (Sonntagsausgabe) vom 28. IX. 1924, S. 2, 1.–3. Spalte unter dem Strich, S. 3, 1. und 2. Spalte unter dem Strich.
- 4 Diese Kenntnis entnehmen wir dem Akzessionsjournal der ehemals Preußischen, heute Deutschen Staatsbibliothek Berlin, das unter der Nummer 96, derselben, die dem Entwurf als laufende Erwerbungsnummer im Akzessionsstempel aufgedruckt ist, am 6. Februar 1935 verzeichnet: „Verschiedene Entwürfe und Manuskripte von Theodor Fontane. Briefe von Merckel an Fontane“. – Der Ehemann S. Doberts, Paul Dobert (1860–März 1931) war, nachdem er seit 1887 den literarischen Teil von E. Dominiks „Zur guten Stunde“ geleitet hatte, 1896 verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ in Stuttgart geworden. Auf einer Karte aus Karlsbad vom 13. VI. 1896 an seinen Sohn Friedrich, mit der Fontane die Übersendung der letzten, für die Buchausgabe bestimmten Kapitel des Vorabdrucks der „Poggenpuhls“ aus „Vom Fels zum Meer“ ankündigte (FA, Sign. B 344), machte der Dichter „Freund Dobert“ für das dort dem Schluß seines Romans hinzugefügte Wort „Ende“ verantwortlich. Er schrieb: „Das habe ich gestrichen, weil, wenn weiter nichts kommt, jeder sieht: ‚ja, nun ist es aus‘. Es amüsierte mich aber dies mutmaßlich von Freund Dobert hinzugefügte Wort ‚Ende‘ doch sehr, weil sich darin eine ganz richtige Kritik ausspricht. Kein Mensch kann annehmen, daß d a s ein Schluß ist . . .“ – Paul Dobert war bis 1920 Chefredakteur der in Scherls Verlag erscheinenden Zeitschrift „Die Woche“, mit Wohnsitz in Berlin-Halen-see. Ab 1922 verzeichnet ihn Kürschners Literaturlexikon als „Schriftsteller“ (ohne Angabe von Werken) in Nächst-Neuendorf, Kreis Teltow.
- 5 Über die im Oktober 1933 von der Bibliothek erworbenen Stücke siehe: Christel Laufer, Der handschriftliche Nachlaß Theodor Fontanes. In: Fontane-Blätter, Band 3, Heft 4, 1974, S. 274.
- 6 Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Hrsg. von Josef Ettlinger, Berlin 1903, S. 281–294.
- 7 Dieses Stück wurde, wie aus Paul Lindaus Anmerkung zur Veröffentlichung desselben (Mariannens Mutter. Schauspiel in vier Akten. In: Nord und Süd. Breslau, Band 34 = 3. Quartal 1885, S. 59 f.) hervorgeht, am 14. März 1883 in Weimar aufgeführt. Im März 1890 finden sich Besprechungen einer Aufführung in Hamburg.
- 8 Vgl. Theodor Fontane, Rudolf Lindau. Ein Besuch, in: NFA, Band XXI/1, 1963, S. 319, und weiter unten S. 58, Brief 8.
- 9 Th. Fontane, Chronik seines Lebens. Zusammengestellt von Hermann Fricke, Berlin-Grunewald 1966, S. 96.
- 10 Ebenda, S. 65.
- 11 Dies zeigt sich z. B. in einer Widmung, die Fontane einer vermutlich 1880 überreichten Photographie beigab: „Den alten Laban kann ich nicht loben / daß er Lea vorgeschoben, / Aber an Lindau gefällt mir's eben, / daß er in Lea uns Rahel gegeben“ (nach der Abschrift im Fontane-Archiv Potsdam – Sign. Ha 174). – Fontane besprach 1880 drei Aufführungen von Paul Lindaus Stück „Gräfin Lea“.
- Über die Beziehungen zwischen Fontane und Paul Lindau siehe die verschiedenen Briefpublikationen: Theodor Fontane an Paul Lindau. Mitgeteilt von Paul Alfred Merbach, in: Deutsche Rundschau 1927, Band 210, S. 239–246 und Band 211, S. 56–64; z. T. wiederabgedruckt in: Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. von Hermann Fricke und Friedrich Fontane, Berlin 1943 und: Dichter über ihre Dichtungen, Band 12/I und II: Theodor Fontane, hrsg. von Richard Brinkmann, München 1973; ferner: Ernst Meyer-Camberg, Ungedrucktes von Theodor Fontane, in: Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts, Tübingen 1972, S. 369–376 und: Fontanes Briefe in zwei Bänden, ausgew. von Gotthard Erler, 1. Band, Berlin und Weimar 1968, S. 385. – Über Fontanes Einstellung zu Paul Lindau siehe auch Band I und II von: Theodor Fontane, Briefe. Hrsg. von Kurt Schreinert/Charlotte Jolles, Berlin 1968/69.
- Zur Zeit schreibt Anne Eismann (Münster) eine Dissertation über den Publizisten und Romancier Paul Lindau als Repräsentanten der Literatur der Gründerzeit. Ihr Ziel ist es, einen bisher vernachlässigten Bereich, die „Unterschicht der Literatur des 19. Jahrhunderts“, zu erfassen. Dabei wird auch das Verhältnis zwischen Fontane und Paul Lindau zur Sprache kommen.
- 12 Vgl. Heinrich Spiero, Rudolf Lindau, Berlin 1909, S. 113.
- 13 Vgl. Th. Fontane, Die preußische Garde im Feldzuge 1870/71. In: NFA, Band XIX: Politik und Geschichte, 1969, S. 766.
- 14 Wiederabgedruckt in: NFA, Band XIX, S. 719–729; der Rückgriff auf Rudolf Lindau ab S. 723 oben bis S. 728: „wenn der Tod hier unten das letzte wäre.“



- 15 Vgl. ebenda, S. 882.
- 16 Vgl. J. H., Fürst Bismarck in der englischen Presse. In: Die Gegenwart, Nr. 32 vom 10. August 1878, S. 91. — Das Rudolf Lindaus Feder entstammende, englisch verfaßte Original war unter dem Titel „Prince Bismark, by one of his contrymen“ im August 1878 in Blackwood's „Edinburgh Magazine“ erschienen.
- 17 Vgl. E. D., Fürst Bismarck. In: Illustrierte Berliner Wochenschrift. Der Bär, 7. Jg., Nr. 26 vom 26. März 1881, S. 312.
- 18 Zitiert nach Aufzeichnungen im Fontane-Archiv Potsdam.
- 19 Dieses Interesse äußerte sich zunächst in einer für Fontane charakteristischen Mischung von Zustimmung und Ablehnung. Am 15. Juni 1881 verzeichnet sein Tagebuch: „Nachmittagsbesuch von Herrn Stilke; erneute Gespräche über ‚Gegenwart‘, Lindau, auch Rudolf Lindau etc. Rud. Lindau hat die Lebensregel: ‚ich verkehre nur mit Menschen, die mir nutzen oder mich amüsieren‘. Es ist im Großen und Ganzen nicht viel dagegen zu sagen, jeder macht es im Wesentlichen ebenso, es ist aber doch noch ein Unterschied, ob ich in diesem Sinne egoistisch-vulgär drauflos handle, oder ob ich's zum Prinzip erhebe. Das Leben duldet tausende von Ausnahmen, das Prinzip nicht.“
- 20 Wiederabgedruckt in: NFA, Band XXI/1, S. 329 f.
- 21 Th. Fontane, Rudolf Lindau. Ein Besuch, in: NFA, Band XXI/1, S. 318.
- 22 Erstdruck in: NFA, Band XXI/1, S. 330–334. — Alle vier Schreibmaschinenabschriften tragen den Vermerk: „Buchkritik. Abschrift nach der Urschrift. Rückseiten frei. Anscheinend ungedruckt.“ Die Bemerkung zu der Abschrift von „Der Gast“: „Vorläufiger Abdruck in ‚Nord und Süd‘“ bezieht sich nicht, wie H. H. Reuter angibt (vgl. Theodor Fontane, Aufzeichnungen zur Literatur, Berlin und Weimar 1969, S. 359) auf einen Abdruck von Fontanes Kritik in dieser Zeitschrift, sondern auf den dort erfolgten Vorabdruck von Rudolf Lindaus Novelle im Januar- und Februarheft 1883, der Fontanes Rezension zugrunde lag. Eine längere, ungezeichnete, von einem anderen Verfasser stammende Besprechung der Novelle „Der Gast“ erschien nach der Buchveröffentlichung im Septemberheft 1883 von „Nord und Süd“ (S. 418), wo es u. a. heißt: „Nur Bret Harte und Turgenjew haben in dieser ‚Beschränkung des Meisters‘ ähnliches geleistet.“
- 23 Vgl. G. Jonas, Turgenevs Briefe an Paul und Rudolf Lindau. In: I. S. Turgenev und Deutschland. Materialien und Untersuchungen, Band I, hg. von G. Ziegengast, Berlin 1965, S. 109 ff.
- 24 Vgl. Th. Fontane, Rudolf Lindau. Ein Besuch, in: NFA, Band XXI/1, S. 328.
- 25 Vgl. Th. Fontane, Briefe in zwei Bänden, ausgew. von Gotthard Erler, Band 2, Berlin und Weimar 1968, S. 143.
- 26 „Turgenjew-Schulen“ bildeten sich in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durch Georg Brandes in Dänemark und über Henry James in Nordamerika; dort waren William Dean Howells, Hamlin Garland, Stephen Crane und Frank Norris ihre Hauptvertreter; in Frankreich bezeichnete sich u. a. Guy de Maupassant als „Schüler“ Turgenjews.
- 27 Vgl. zum Thema „Fontane–Turgenjew“ vor allem: E. Th. Hock, Fontanes Verhältnis zur Erzählkunst Turgenevs. In: Turgenev und Deutschland, a. a. O., S. 303–329 und: Lynn R. Eliason, A Nineteenth-Century Solution to the problem of generations – Turgenev and Theodor Fontane, In: Germano-Slavica. A Canadian Journal of Germanic and Slavic comparative studies, Waterloo (Ontario), Fall 1973, Nr. 2, S. 29–34.
- 28 Vgl. NFA, Band XXI/1, S. 288 f.
- 29 Vgl. Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1972, S. 267.
- 30 Vgl. H. H. Reuter, Fontane, 2. Band, Berlin 1968, S. 660. — Auch Charlotte Jolles sieht in dem Essay – mit heutigen Maßstäben gemessen – ein Interview (vgl. Ch. Jolles, Theodor Fontane als Essayist und Journalist. In: Jahrbuch für internationale Germanistik, Jg. VII, Bern 1975, Heft 2, S. 111).
- 31 Wir halten es für möglich, daß es sich bei dem letzten Absatz des von Ettlinger herausgegebenen Essays „Rudolf Lindau. Ein Besuch“, der – durch einen Gedankenstrich von dem Gespräch getrennt – den Vergleich zwischen Paul und Rudolf Lindau enthält, ursprünglich um ein Teilstück des Entwurfs „Paul und Rudolf Lindau“ gehandelt hat. Auf jeden Fall bestätigt dieser „angehängte“ Vergleich die Zusammengehörigkeit der beiden Aufzeichnungen.
- 32 Nach den im Fontane-Archiv Potsdam aufbewahrten Verlagsakten der Firma Friedrich Fontane & Co., unter denen sich auch eine von 1902/03 stammende Aufstellung Friedrich Fontanes befindet: „Inventur über den an verschiedenen



Stellen lagernden literarischen Nachlaß Theodor Fontanes“. In dieser Aufstellung ist von 34 Konvoluten die Rede; der Konvolut 10 lagerte damals bei Frau Martha Fritsch.

- 33 Vgl. Hermann Fricke, Emilie Fontane, Rathenow 1937, S. 127. – Auch Erhard Klette führte 1923 im Anhang alle vier Aufzeichnungen über Rudolf Lindaus Werke als Quellen an, die ihm an „Unveröffentlichtem des handschriftlichen Nachlasses“ zur Verfügung gestanden haben.
- 34 Vgl. NFA, Band XXI/2, S. 892.
- 35 Die Signatur der Heyse-Aufzeichnungen war in der Preussischen Staatsbibliothek B 19, die des Entwurfs „Paul und Rudolf Lindau“ B 20. – Auch Fontanes „Entwurf einer kritischen Studie über Lawrence Sternes berühmten Roman ‚Tristram Shandy‘“ wurde der „Frankfurter Zeitung“ vom 7. April 1925 von Paul Dobert „aus dem Nachlaß Theodor Fontanes zur Verfügung gestellt“, gehörte jedoch nicht zu dem an die Staatsbibliothek verkauften Komplex.
- 36 Vgl. Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. von G. Erler, Berlin und Weimar 1972, S. 531. Die acht Punkte sind im Original genau wie beim Entwurf „Paul und Rudolf Lindau“ durch arabische Ziffern am Anfang des ersten Satzes des jeweiligen Absatzes kenntlich gemacht.
- 37 Vgl. Theodor Fontane, Die besten Bücher, in: NFA, Band XXI/1, S. 499 und: NFA, Band XXI/2, S. 743.
- 38 Vgl. Theodor Fontane, Briefe in zwei Bänden, Band 2, 1968, S. 374.
- 39 Vgl. Heinrich Spiero, Rudolf Lindau, Berlin 1909, S. 113 und S. 123. – Weit persönlicher gehalten sind Spieros Erinnerungen an Rudolf Lindau „Diplomat und Dichter“, in: Vossische Zeitung vom 11. Februar 1925.
- 40 Vgl. Victor Klemperer, Rudolf Lindau. Zu seinem achtzigsten Geburtstag. In: Vossische Zeitung, Nr. 474 vom 9. Oktober 1909.

## II

### a) Paul und Rudolf Lindau

In den 10 Jahren von etwa 1873 bis 83 hatte ich nachstehende Begegnungen mit den Lindaus.

Ich wurde, als Paul die „Gegenwart“ gründete zur Mitarbeiterschaft aufgefordert und debütierte mit einer Besprechung des kleinen sehr hübschen Buches seines Buders: „Das Garde-Corps im Kriege 70 u[nd] 71“. Ich blieb dann Mitarbeiter durch zehn Jahre hin und kritisierte: Briefe des Prinzen Heinrich (Rheinsberg) an verschiedene Personen; das v[on] d[er] Goltzsche „Gambetta-Buch“; einen sehr interessanten spanischen Juden-Roman; ein märkisches Buch von Oskar Schwebel; das Olympia-Buch von L. Pietsch und manches andre noch. Daneben besprach ich Paul Lindaus Stücke in der Vossin, von „Maria und Magdalena“ an bis „Verschämte Arbeit“ frei und ungenirt, aber im Ganzen genommen doch sehr anerkennend. Die Lindauschen literarischen Gegenleistungen waren sehr gering. Es erschienen in den zehn Jahren von mir: 1. Kriegsgefangen; 2. Aus den Tagen der Okkupation; 3. Havel-land; 4. Gedichte; zweite Auflage 5. Grafschaft Ruppin; dritte Auflage; 6. Krieg von 70 und 71 in 4 großen Einzel (Halb)bänden; 7. Vor dem Sturm; vierbändiger Roman; 8. Grete Minde 9. Oderland; dritte Auflage (*Ellernklipp, L'Adultera, Schach v[on] Wuthenow und Spreeland erschienen erst zur Dr. Zolling'schen Zeit*)<sup>1</sup>. Von diesen neun Sachen, die zu 12 Malen<sup>2</sup> – das Kriegsbuch in vier Halbbänden, immer von Weihnachten zu Weihnachten – vor dem Publikum erschienen, wurde das Kriegsbuch ein Jahr nach seinem Erscheinen auf anderthalb Spalten von Max Jähns



und der Roman zwei Jahr nach seinem Erscheinen von Pietsch besprochen. Paul Lindau hat nie die Feder für mich angesetzt. Da darin kein eigentlich böser Wille lag, so hab ich's ihm nie übel genommen, bin vielmehr immer auf dem besten Fuß mit ihm geblieben, glaub' auch beiderseits ehrlich. Ich war ihm sympathisch, er mir. Aber sonderbar bleibt es doch. Er hielt mich entweder für grenzenlos gutmüthig, oder für grenzenlos unbedeutend, oder war — wenn weder das eine noch das andre zutreffen sollte — der grenzenlos verbummeltste Redakteur. Wär ich nicht wohlwollender Theater-Referent gewesen, der doch nicht absolut ignoriert werden konnte, so hätte durch ein Jahrzehnt hin meine ganze literarische Thätigkeit: Kriegserlebnisse, Kriegsbuch, Wanderungen, Gedichte, Roman, nicht einmal eine Erwähnung gefunden. Es wird nicht viel Seitenstücke dazu geben.

Aber, wie gesagt, wir blieben auf gutem Fuß und so hatt' ich die verschiedensten Begegnungen mit ihm:

1. Auf dem 150-jährigen Jubiläumsfest der Vossischen Zeitung<sup>3</sup>. Von der „Gegenwart“ war eben die erste Nummer erschienen<sup>4</sup>.

2. Ich machte ihm einen Besuch in seiner Wohnung, wenn ich nicht irre Luisen-Straße 37, eine Treppe. *Er empfing mich artig und liebenswürdig und renommirte mir etwas vor über die „Lindaus“<sup>5</sup>, ganz wie Bruno Bauer mal dem alten Hesekiel<sup>6</sup> einen Tisch-Vortrag über die Weltbedeutung der Bauer's<sup>7</sup> gehalten hatte, wobei er eine Parallele zwischen den Bauers und den Napoleons zog. Es gab also auch damals schon (Mitte der 50er Jahre) wunderbare Heilige.*

3. Einige Zeit nachher wurde ich zu einem Frühstück geladen das etwa von 1 oder 2 bis gegen 10 dauerte. Ich ging früher. Zugegen waren: Stilke, Rodenberg, Berthold Auerbach, Oppenheim, Stettenheim. Die Mehrzahl der Gäste hab ich vergessen. Spielhagen, Frenzel, die sich immer retiré hielten, waren nicht zugegen. Es ging sehr opulent her; kalte Speisen; der Champagner war Tischwein. Einzelheiten sind mir nicht mehr im Gedächtniß. Rodenberg wurde schläfrig und wurde, zum Gaudium der Gesellschaft, zu Bette gebracht; man legte ihn ins Nebenzimmer auf ein Sopha und deckte ihn zu. Er schlief auch ein, alles Nebenan-Spektakels unerachtet. Auerbach wurde mit Gutzkow (seinem Rivalen) geneckt; im uebrigen ist mir kein anderer Eindruck geblieben, als daß es „forsch“ herging, in einer Weise die man damals (1873) in literarischen und journalistischen Kreisen noch nicht kannte. Freilich, es war grade „Gründerzeit“, wo die Maurer Caviar zum Frühstück forderten „aber vom besten“.

4. Die<sup>8</sup> nächsten Begegnungen mit ihm hatt' ich bei Stilke, Unter den Zelten 19 oder 21, erst in einer großen Abend- dann in einer kleinen Mittags-Gesellschaft. In der Abend-Gesellschaft war auch Lepel und brachte einen Toast aus „auf die Zukunft der Gegenwart“. Lindau erwiderte „er danké und halte bei diesem Danke tapfer aus, trotzdem er diesen Toast in den letzten vier Wochen in zwölf Gesellschaften erlebt habe“. Es war wenig artig, aber vielleicht doch berechtigt, denn er hörte einen



gewissen Wichtigkeits- und Protektions-Ton heraus, der ihn verdroß. Sein Benehmen zur Stilke war sehr auffällig, aber mehr durch Schuld der Frau als durch seine Schuld. Sie wollte auffallen, wollte mit ihm kokettiren. — Dann kam die Mittags-Gesellschaft. Es waren nur vier, fünf Personen da: Stilke und Frau, Lindau, Herr v[on] Wussow, ‚geh[eimer] Reg[ierungsrat]‘<sup>9</sup>, Pietsch, ich. Vielleicht noch der eine oder der andre. Es war ganz unterhaltlich, die Scenerie reizend (Blick vom Balkon aus, wo wir Kaffe tranken, über den Thiergarten fort) aber etwas Ungehöriges lag über dem Ganzen. Wenn man die Tugend aller zusammen nahm, so kam noch kein Quentchen heraus: Stilke Schwiemel (so wenigstens hieß es), Herr v[on] Wussow alter Schwiemel, Pietsch Urschwiemel, Lindau dito und Frau Stilke ... das Bild einer Vollblut-Rheinländerin. Kleinigkeiten sind mir noch im Gedächtniß geblieben. Irgend ein gedrucktes Gelegenheits-Gedicht von irgend einem Unbekannten lag auf dem Tisch. Ich las es und sagte: „ganz nett; es könnte von Rodenberg sein.“ Lindau hörte den leisen Spott heraus und gab eine sehr rodenberg-freundliche Antwort. Ein Jahr später waren sie Todfeinde: Lindau hatte „Nord und Süd“ gegründet und würde mich nicht mehr leise reprimandirt haben. Auf dem Heimwege (Wussow, Pietsch, ich) wurde die Frau Stilke-Frage durchgesprochen und Pietsch gab Details. Es waren Aeufferungen, die Lindau selbst gemacht und in denen er entwickelt haben sollte, wodurch es ihm gelungen sei, Stilkes Wachsamkeit einzuschlummern. Uebrigens bemerk' ich, daß mir Zolling 7 Jahre später erzählt hat: er glaube die ganze Geschichte nicht; die Frau sei gar nicht so schlimm, blos keck, rücksichtslos und Lindau seinerseits habe einfach renommirt. Er (Zolling) habe grade damals mit Lindau viel verkehrt, an sehr fragwürdigen Orten und überall sei sein Renommé als batteur aux bois sehr schwach gewesen.

5. Ein oder zwei Jahre späet war L[indau] mit Fräulein Kalisch verheirathet und wohnte in einer hübschen Wohnung in der Linden-Straße, dem Thore zu, nicht weit von der „Sternwarte“. Hierhin erhielt ich 1875 oder 76 oder 77 eine Einladung<sup>10</sup> „er wolle sein neustes Stück vorlesen“. Ich nahm an. Auf einem Canapé lag Frau Lindau sehr gut aussehend in einem mit rothen Schleifen besetzten Morgenrock. Es war kurz vor ihrer Entbindung. Es war, wenn ich nicht irre, nur noch Direktor Hein vom Klöniglichen] Schauspielhause zugegen. Das Stück war „Tante Therese“. Ich sagte ihm offen: „ich fände es ganz nett, weniger angreifsch als die früheren, aber nicht recht wirksam.“ Und so war auch das Schicksal des Stücks; es verschwand bald wieder von der Bühne.

6. Ein oder zwei Jahre später waren Lindau's zu einer großen Gesellschaft zu A. v[on] Heyden eingeladen, erschienen auch, sie in einer wundervollen, prächtigen Toilette. Die ganze Geschichte verlief wieder (aehnlich wie ein paar Jahre vorher die Abendgesellschaft bei Stilke's) zu meiner besondren Erbauung. Die Schuld war auf beiden Seiten, Heydens wie Lindaus, gleich groß. Heyden, in totaler Verkennung der Sachlage, hatte geglaubt „daß er diesem Bohemien und seiner Gattin



eine große Ehre erweise“ während beide Lindaus die Sache als ein absolut gleichgültiges Ereigniß<sup>11</sup> ansahen. Sie merkten sofort, daß man ihnen durch wohlwollende Steifheit, und ebenso durch einige Hof-, Adels- und Autoritäts-Namen imponiren wollte und drehten nun den Spieß um, indem sie sich mit vollkommener Sicherheit in den Räumen bewegten, und gar nicht daran dachten sich irgendwem vorstellen zu lassen. Nicht einmal den Damen des Hauses. Sie kamen nur, lachten, nickten ein paar Bekannten zu, tranken Thee, tanzten, nahmen etwas Eis und verschwanden wieder. Gewiß war dies alles nicht artig und in dem Heydenschen Hause nicht recht angebracht. Aber artig oder nicht, im Ganzen genommen kann ich es nicht verurtheilen; die „Gesellschaft“ hier muß auf die Weise mit der Nase drauf gestoßen werden, daß die ausschließliche Herrschaft der Lieutenants und Barone vorüber ist.

7. Abermals ein Jahr später hatten Lindaus die Wohnung gewechselt und wohnten „Am Kronprinzen-Ufer“ ganz in Nähe der Alsen-Straße. Es war 78 oder 79 als ich eine Einladung erhielt, wieder zu einem „Dejeuner“ das dem amerikanischen Gesandten Bayard Taylor zu Ehren gegeben wurde<sup>12</sup>. Nächst B. Taylor war Berthold Auerbach, (der den Taylor übersetzt hat) die Hauptperson. Andre Gäste waren: Lasker, Professor Ihering aus Göttingen, Oppenheim, Julius Grosser, Ernst Dohm, wenn ich nicht irre, und viele andre. Frau Lindau, die einzige Dame, zwischen Taylor und Auerbach. Lindau erhob sich und sagte kurz und bescheiden: „da er der Rede nicht mächtig sei, werde sein Freund Auerbach sprechen“. Dies geschah. Er sprach gut, wie immer. Taylor dankte, erste Hälfte deutsch, zweite englisch. Dann sprach Lasker; auch gut, ein wenig langweilig doktrinär. Mit Ihering freundete ich mich so weit an, daß wir zusammen nach Hause gingen. Die Gesellschaft war sehr nett, das Breitspurige der Champagner-Epoche (Luisen-Straße) war abgethan und in würdiger und unterhaltender Weise verlief die kleine Festlichkeit. — Bald danach ward ein ähnliches Fest gegeben, wo Lord Odo Russell der Gefeierte war oder doch die Hauptperson. Ich lehnte ab, weil ich es für angemessen hielt, mich aus einem Kreise zurückzuziehen, in dem ich das Gefühl hatte, doch nie recht heimisch werden zu können. Die „Hof- und Ministerialperiode Lindaus“ hatte mittlerweile begonnen, zum Theil wohl unter Anleitung seines inzwischen nach Berlin hin übersiedelten Bruders Rudolf. Später that es mir doch leid, grade an diesem Russell-Abend gefehlt zu haben. da Lord Odo tags darauf ein Dankbillett an Lindau gerichtet hat, in dem es heißt: „Lieber Lindau. Manchen hübschen Gesellschafts-Abend hat mein Leben in Deutschland zu verzeichnen. Aber der gestern bei Ihnen verlebte, das muß ich Ihnen aussprechen, ist mir der liebste und interessanteste gewesen. Ihr Odo Russell.“

8. Trotz jener Absage (für den Russell-Abend) kam in der nächsten Saison, ich glaube 80 oder 81, eine neue Abend-Einladung<sup>13</sup>. Ich nahm an. Der ganze Zuschnitt hatte sich seit dem Taylor-Dejeuner, das vielleicht nur zwei Jahre zurücklag, sehr verändert. Ein literarisches Element war



wohl noch da, aber verschwindend; alles war ministeriell, diplomatisch geworden. Ich wurde dem Fürsten Hohenlohe (Botschafter in Paris) und dem Grafen Wilhelm v[on] Bismarck vorgestellt. Der Fürst musterte meine Hosen, die er für zu hell oder vielleicht für zu wollhaarig — es war ein sonderbarer Stoff — zu halten schien. Dabei hatte es sein Bewenden. Die Majorität setzte sich aus Financiers und Geheimräthen zusammen; auch einige schöne Damen. Heinrich Kruse, mit der stereotypen Goethe-Haltung, plauderte mit Hohenlohe, ich mit Baron Korff, der auch nicht recht wußte, wie er die Zeit hinbringen sollte. Bald nach 11 brach ich auf; ich hatte mich nicht bloß grenzenlos gelangweilt, sondern auch ganz deplacirt gefunden. Es war das erste Mal, daß ich in einer Berliner Gesellschaft das völlige in den Skat-gelegt-sein und die Herrschaft einer neuen Generation empfand.

Einige Zeit vorher<sup>14</sup> (und das war auch wohl Grund meiner Einladung) hatte ein Ereigniß stattgefunden, das Lindau und mich als zwei Leidensgefährten wieder näher brachte. Die Goethe-Statue sollte enthüllt werden und Berliner Schriftsteller hatten seitens des Comités (*G[heim]r[at] v[on] Loeper, H[ermann] Grimm etc.*) Einladungen dazu erhalten. Lindau nicht. Er war empört, und mit Fug und Recht. Als er erfuhr, daß es mir ebenso ergangen sei, beruhigte er sich einigermaßen wieder, ein Gefühl, worin ich ihn aber stören mußte. „Lieber L[indau]“ schrieb ich ihm, „leider bessert der Umstand, daß ich vergessen wurde, nichts. Ich bin wirklich einfach vergessen; kein Mensch hat mich kränken wollen; wenn etwas Kränkendes für mich vorliegt, so ist es das, daß wirklich kein Mensch an mich gedacht hat. An Bekanntere denkt man eben. Aber Sie, Sie sind nicht vergessen, Sie sind mit Absicht übergangen, und das ist kleinlich, das durfte nicht geschehn.“ Es entspann sich daraus eine Correspondenz<sup>15</sup>, selbst Zusammenkünfte fanden statt.

9. Meine letzte Zusammenkunft bis Februar 1883 hatte ich mit Lindau am 25. Januar 83. Er wohnte um diese Zeit Von der Heydt-Straße 1. Es handelte sich wieder um Vorlesung eines Stücks: „Mariannens Mutter, Schauspiel in 4 Akten“ das in dem neuen „Deutschen Theater“ im Herbste 83 aufgeführt werden soll. Zugegen waren: die Schwiegermutter Frau Dr. Kalisch (Frau Lindau war abwesend, zur Kur in Warmbrunn), die Schwester Frau Gericke, geb. Lindau, Legationsrath Rudolf Lindau, Schriftsteller L'Arronge, Dr. Stettenheim, Dr. Jacobson (Jurist)<sup>16</sup>, Schauspieler Kadelburg<sup>17</sup> und ich. Schon nach dem 3. Akt entspann sich eine große Debatte. Ich sagte ihm: „es ist alles auf Lösung eines Konflikts angelegt (Naturrecht gegen Civilrecht) der nicht zu lösen ist. Und da haben wir denn die geborne Tragödie. Wie Sie heil und heiter da heraus wollen, ist nicht abzusehen.“ Und so kam es denn auch. Lindau escamotirt den Conflict und hilft sich mit einer Art Witz aus der Verlegenheit. Die Tochter, an die, bloß zum Torte der eigentlichen Mutter; die Stiefmutter eigensinnigen und durch den Wortlaut des Gesetzes unterstützen Anspruch erhebt, verlobt oder verheirathet sich plötzlich und dieses dadurch neugeschaffene civile



Recht übertrumpft das bis dahin gültige civile Recht der Stiefmutter. Das ist ganz gut, aber ist keine Lösung der Aufgabe, die sich der Dichter 3 Akte lang selbst gestellt hat. Wir kamen aber überein, daß es doch gehen und der Fehler vielleicht cachirt bleiben könne, wenn es ihm gelänge den ersten 3 Akten jede Spur von tragischem Ton und tragischem Anlauf zu nehmen<sup>18</sup>. Er (Lindau) war bei der ganzen Debatte sehr liebenswürdig; überhaupt gewann ich an diesem Abend einen sehr guten Eindruck, näherte mich Rudolf Lindau und versprach, ihn zu besuchen.

Der Inhalt der nun folgenden 3 Bogen muß bei dem Vorhergehenden immer an passender Stelle einrangirt werden<sup>19</sup>.

P. Lindau wohnte in der Zeit von 73 bis 83 in vier Wohnungen: in der Luisenstraße 37, in der Linden-Straße, dem Kronprinzen-Ufer 3 oder 4 und in der Von der Heydt-Straße 1. Alle Wohnungen waren elegant. Am meisten imponirte mir die erste (Luisenstraße). Man war damals, zu Anfang der Gründerzeit, noch weniger an glänzende Einrichtungen gewöhnt, am wenigstens aber bei einem Schriftsteller der höchstens 32 Jahre alt und eigentlich noch ein Anfänger war. „Maria und Magdalena“ war eben erst gegeben. Die Luisenstraßen-Wohnung bestand aus 6 Zimmern, drei nach vorn und drei nach hinten, dazwischen ein Corridor. Von den drei Vorderzimmern war das erste ein Boudoir, nach Art eines Damenzimmers eingerichtet, dann kam, im Ministerstil, ein großes Audienz-Zimmer und hinter diesem ein ebenso großes Arbeitszimmer. Beide schweben mir noch in ihren charakteristischen Zügen vor. Prunk und Ueberladenheit waren vermieden, alles sollte solide wirken. In dem Audienz-Zimmer waren alle Möbel (Sopha, Stühle) mit demselben graugrünen Ripsstoff überzogen, aus dem auch die Tischdecken bestanden. Alles ächt, tüchtig und von prononcirter Einfachheit. Nach demselben Prinzip war auch das Arbeitszimmer eingerichtet. Alle Möbel: Stühle, Schreibtisch, Bücherschränke waren von demselben gelbweißen Holz (ich glaube Ahorn). In den Schränken stand eine wundervoll eingebundene Bibliothek, nicht kunterbuntes Zeug, mal hoch mal niedrig, mal elegant gebunden mal brochirt, sondern alles in langen Reihen, immer 12 oder 24 Bände wie Garde-Bataillone. Meine Empfindung dem allem gegenüber war eine getheilte, das Raffinement verdroß mich, jedem Besucher sollte Sand in die Augen gestreut werden aber ebenso freute ich mich, daß ich hier eine neue Zeit anbrechen sah. Vielleicht keine beßre (wie ich jetzt nach zehn Jahren sagen darf, auch keine schlimmere) aber jedenfalls eine andre, die den Schlafrocks-Gelehrten und Zoddel-Literaten ein für allemal von der Tafel strich. Ich erzählte schon weiter oben, daß er mir bei diesem Besuche allerlei von der Größe der Familie Lindau vorrenommirte, dabei mit Vorliebe (und mit Recht) bei den Qualitäten seines Bruders Rudolf verweilend. Was er betonte, war aber immer mehr der Weltmann, der forsche Kerl, der Reiter, der Pistolenschütze, das Schriftstellerische wurde nur so nebenbei erwähnt, dann aber immer in großen Sätzen. „Mein Bruder ist mehr englischer und französischer Schriftsteller als deutscher; er gehört



(darüber ist man sich in Paris einig) zu den wenigen Autoren, die ein korrektes Französisch schreiben.“ Dann kam er auf sich und sein Stück: Maria und Magdalena. Er gab an, daß er bereits 18 000 Thaler damit verdient habe, wozu Hugo Bürger später bemerkte „sagen wir Mark“. Ich drückte ihm mein Erstaunen über die hohe Summe aus, was ihm Veranlassung gab, mir die Sache plausibel zu machen. In der ihm eigenthümlichen Klugheit fing er die Sache von hinten an und zwar mit den kleinen Zahlen. „Es giebt in Deutschland 486 Theater und nur auf 11 Theatern ist mein Stück nicht gegeben worden. Die Menge muß es bringen. Auch Küstrin steht auf der Liste; denken Sie sich, der Küstriner Direktor hat 2 Thaler bezahlt.“ Ich lachte und war zufrieden-gestellt.

Aus der Linden-Straßen-Wohnung ist mir außer der jungen eleganten Frau in ihren rothen Schleifen auf der Chaiselongue nichts mehr in Erinnerung geblieben<sup>20</sup>; ebenso weiß ich wenig aus der Wohnung am Kronprinzen-Ufer. Nur so viel hab' ich noch gegenwärtig, daß die Wohnungen nicht nur eleganter sondern namentlich auch wohnlicher wurden. Die Wohnung in der Luisen-Straße war eine bloße Tapezier-Leistung, alles war bestellt, programmäßig; allmählig entwickelte sich die Umgebung und nahm ein besonderes Gepräge an. Die Wohnung in der Von der Heydt-Straße schwebt mir noch deutlich vor. Ein bestimmter Stil ist nicht festgehalten, ebensowenig Symmetrie; was vorherrscht ist Roccoco, Buntheit und Durcheinander. Meißner und chinesisches Porzellan, alte geschweifte Nußbaum-Möbel, Polster, Teppiche. Dazu schöne Bilder: ein Bild Bismarcks, lebensgroß, Kniestück, in Civil, ein Bild Frau Lindaus, beide von Lenbach; ein witzig caricirtes Bild Lindaus von Kladderadatsch-Scholz u.a.m. Die „Library“, zugleich Arbeitszimmer, wieder überaus reich, ein Filet mit zwanzig Beilagen rund 'rum, gemüthlich, geschäftlich und kolossal wissenschaftlich wirkend.

Ich will noch ein Wort sagen über die Art wie Lindau zehn Jahre lang die „Gegenwart“ redigirte. Er redigirte sie, wie wenn die Welt nur aus der Familie Lindau, aus der Bühne, königlich oder nicht-königlich, die grade sein neustes Stück gab und aus der Thiergarten-Straße bestünde. Er kannte nur seine literarischen, finanziellen und gesellschaftlichen Interessen. Ich glaube, daß ein derartiges Blatt nie existirt hat oder wenn es existirte, wenigstens offen bekannte: „das und das ist meine Absicht; ich diene der und der Richtung, dem und dem Interesse.“ All das unterließ Lindau aber; er schuf sich ein Leib-Blatt und gab es für ein Blatt aus, das der deutschen Literatur dienen, dieselbe hegen und pflegen wolle. Was that er nun aber wirklich? Er kümmerte sich um die Pariser Novitäten und setzte seine Ehre darin, die deutsche Literatur hinsichtlich der französischen auf dem Laufenden zu erhalten. Also immer Augier, Sardou, Feuillet, dann wieder Flaubert, Zola, Daudet. Und so 50 vielleicht hundert andre. Die deutsche Literatur existirte für ihn nur insoweit, als sie mit ihm rivalisirte. So kam es, daß ihm Hugo Bürger, Gustav von Moser, L'Arronge, Jacobson etc. die deutsche



Literatur bedeuteten. Zum Glück schrieben Wilbrandt und Heyse gelegentlich auch Stücke, sonst hätten sie das Nachsehen gehabt. In die 10 Jahre von 70 bis 80 fallen Freytags Ahnen, Ebers Romane, Heyse's „Im Paradies“, Julius Wolffs epische Dichtungen und über alle diese ist auch wohl geschrieben worden. Einzelner Besprechungen entsinn' ich mich, so mehrerer über Freytag und Ebers. Aber sie waren grenzenlos unbedeutend. Und gerade hier hätt' er sich legitimiren müssen. Er konnte sie loben, er konnte sie tadeln, er konnte zwischen Lob und Tadel balanciren, aber es mußte durchaus etwas Ernstes, Tüchtiges gesagt werden. Das fiel ihm aber nicht ein. Wenn mich nicht alles täuscht, waren beide (Freytag und Ebers) gleich sehr gegen seinen Geschmack und ich bin geneigt diesem Geschmack zuzustimmen; aber gegen den Strom zu schwimmen, wenn nicht ein direktes Interesse oder persönliche Gründe vorlagen, fiel ihm nicht ein. Er war viel zu klug, um innerlich einen äußern Erfolg zu respektiren, er lachte darüber, aber andererseits war der Geschmack des Publikums, das von eben diesem Publikum abgegebene Verdikt, auch wieder der einzige Götze vor dem er betete. Ein Buch, von dem in 4 Wochen 40 000 Exemplare verkauft waren, durfte nicht angegriffen werden. Jedenfalls war dieser Thatsache Rechnung zu tragen. Ein Erfolg, dumm oder nicht, mußte respektirt werden. Nach diesen Grundsätzen wurde redigirt: erst Lindau, dann französische Stücke, dann deutsche Stücke so weit sie mit Lindau concurrirten, dann Umschau „was hat sonst noch Erfolg gehabt?“ und dann Sommerbriefe an eine Freundin, darin regelmäßig ein armer Schullehrer zur Erbauung der Thiergarten-Straße abgeschlachtet wurde. So ging es zehn Jahre lang. In diesen zehn Jahren hat G. Keller zwei Bände Züricher Novellen herausgegeben und Storm seine besten und reifsten Novellen geschrieben. Es fallen in diese Zeit Romane von W. Raabe, Felix Dahn, P. Heyse, Prof. Vischer, epochemachende Bücher auf dem Gebiete der Geschichte, der Naturgeschichte, der Entdeckungen (Stanley z. B.) ganz zu geschweigen, — aber für alle diese Personen und Bücher ist entweder gar nichts oder immer nur Zufälliges und Unausreichendes gesagt worden. Es war ein kleines Interessen- und Coterie-Blatt, was darüber hinauslag, war bloß zu Gast und kam wie von ungefähr hinein. Lindau hatte nur Augen für das was jedermann ohnehin sehen konnte, Erfolg war Erfolg, Niederlage war Niederlage. Diese durch Publikum und Presse hergestellten Resultate wurden in der „Gegenwart“ einfach registriert. Nie aber, wenn es nicht aus persönlichen Rücksichten geschah, hat die „Gegenwart“ ihre Stimme erhoben, um das mißleitete Urtheil zu rectificiren, um falsche Götter vom Sockel zu stürzen oder wohl gar um unbekannte kleine Leute an die Stelle der aufgebauchten Größen zu setzen. Lindau hatte dazu gar keine Zeit, er konnte sich, ewig mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt, weder auf Dethronisirungen noch auf Entdeckungen neuer Sterne einlassen, sein Interesse hinderte ihn daran, aber es lag auch jenseits des Maaßes seiner Begabung. All seiner Klugheit, seiner dialektischen Schärfe, seines Witzes unerachtet, entbehrt er meiner Meinung nach der Fähig-



keit ein ächtes Kunstwerk als ein solches zu erkennen, nur zufällig trifft er's da, wo gerade seine Spezialbegabungen ausreichen, und weil er dieser Fähigkeit entbehrt, kann er auch nicht warm werden, kann er sich nicht in Liebe und Haß enthusiasieren. Mit andern Worten: er wollte nicht, aber er konnte auch nicht.

Gedruckt nach der Handschrift im Fontane-Archiv Potsdam. Die Wiedergabe hält sich in Orthographie, Zeichensetzung und Schreibeigenheiten streng an das Original. Die Anmerkungen beschränken sich auf die in der Nymphenburger Ausgabe, Band XXI/2, nicht vorhandenen Partien. Diese erscheinen hier in Kursivdruck.

- 1 Theophil Zolling übernahm die Redaktion der „Gegenwart“ im Oktober 1881; er besprach darin am 25. I. 1882 Fontanes „Ellernklipp“, am 1. VII. 1882 „L'Adultera“. Am 27. I. 1883 erschien eine anonyme Besprechung von „Schach von Wuthenow“ und am 14. I. 1882 von A. Trinius eine Rezension der vier Bände „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“.
- 2 Darüber geschrieben (ohne Ausstreichung): oder in 12 Etappen.
- 3 Am 25. II. 1872 fand aus diesem Anlaß ein Festmahl für die Presse in Arnims Hotel, Unter den Linden, statt.
- 4 Die erste Nummer der im Verlag von Georg Stilke erscheinenden Zeitschrift „Die Gegenwart“ wurde am 19. I. 1872 ausgegeben.
- 5 Paul Lindau hatte drei Brüder: Rudolf (1829–1910), Richard (1831–1900). Generalkonsul in Barcelona, und einen jung in Nordamerika verstorbenen Bruder Leopold.
- 6 Georg Ludwig Hesekei (1819–1874), Schriftsteller.
- 7 Gemeint sind die drei Brüder: die philosophischen Schriftsteller Bruno und Edgar Bauer sowie der Buchhändler Egbert Bauer.
- 8 Gestrichen: Ein oder zwei Jahre.
- 9 Vermutlich ist der Theodor Storm und Ludwig Pietsch befreundete Oberregierungsrat Alexander von Wussow gemeint.
- 10 Diese Begegnung muß Ende 1875 stattgefunden haben, da Fontane Paul Lindaus damals „neuestes“ Stück „Tante Therese“ zum erstenmal nach der Aufführung vom 21. XII. 1875 besprach.
- 11 Durchgestrichen: Unternehmen.
- 12 Diese Gesellschaft fand am 31. Mai 1878 statt. Fontane schrieb am 5. VI. 1878 darüber an seine Tochter Martha: „Letzten Freitag war ein großes Dejeuner bei Lindau, dem neuen amerikanischen Gesandten Bayard Taylor zu Ehren, seines Zeichens eigentlich Schriftsteller, sogar Dichter. Also niedrigster Grad... Sonst waren noch die alten Nummern da: Auerbach (der den Taylor in sehr hübscher Weise antoastete), Heinrich Kruse, Dohm, Scholz, Meyerheim, Anton von Werner, Gussow, ein Daily-News-Correspondent, (mein Tischnachbar) und viele andre noch; im Ganzen 26 Personen. Alles opulent, aber nicht so übertrieben wie in früheren Jahren“ (Theodor Fontane, Briefe, Band II, Hrsg. von Schreinert/Jolles, Berlin 1969, S. 15f.).
- 13 Diese Einladung muß in der zweiten Hälfte 1880 erfolgt sein.
- 14 Gemeint ist Ende Mai 1880.
- 15 Gemeint sind die in dieser Angelegenheit geschriebenen Briefe Fontanes vom 2., 3. und 4. Juni 1880 (vgl. Theodor Fontane an Paul Lindau. Mitgeteilt von Alfred Merbach. In: Deutsche Rundschau 1927, Band 211, S. 56ff.).
- 16 Es könnte sich um Dr. med. Eduard Jacobson (1833–1897) handeln, der seit Ende der fünfziger Jahre als humoristischer Theaterschriftsteller zum typischen Vertreter der neuen Berliner Posse wurde.
- 17 Gustav Kadelburg (1851–1925), Schauspieler und Lustspiieldichter, wurde 1884 von L'Arronge für das Deutsche Theater in Berlin engagiert.
- 18 Anlässlich seiner Veröffentlichung von „Mariannes Mutter“ (in: Nord und Süd, Band 34, 1885) teilte Lindau mit, daß er auf eine Umarbeitung verzichtet. – Wie aus Fontanes Brief an Paul Lindau vom 25. I. 1883, der Änderungsvorschläge enthält (vgl. Merbach, Band 211, S. 58f.), hervorgeht, war auch der spätere Theaterleiter Raphael Loewenfeld bei der Vorlesung anwesend.
- 19 Diese für ihn selbst bestimmte „Arbeitsanweisung“ ist von Fontanes Hand mit einer Umrahmung: schräge über das beginnende Blatt 19 geschrieben.



Die „folgenden 3 Bogen“ sind Blatt 19 bis 24. Blatt 25 bis 30 (also weitere 3 Bogen) enthalten die Kritik an der „Gegenwart“.  
20 Gestrichen: alles war elegant.

#### b) Verkehr mit Paul Lindau. Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane

Als Paul Lindau die „Gegenwart“ gründete, wurde ich zur Mitarbeiterschaft aufgefordert und debütierte mit einer Besprechung des kleinen sehr hübschen Buches seines Bruders: „Das Garde-Corps im Kriege 70–71“. Ich blieb dann Mitarbeiter durch zehn Jahre hin. Daneben besprach ich Paul Lindaus Stücke in der *Vossin*, von „Maria und Magdalena“ an bis „Verschämte Arbeit“, frei und ungeniert, aber im ganzen genommen doch sehr anerkennend.

Die Lindauschen literarischen Gegenleistungen waren sehr gering. Paul Lindau selbst hat nie die Feder für mich angesetzt. Da darin kein eigentlich böser Wille lag, so hab' ich's ihm nie übel genommen, bin vielmehr immer auf dem besten Fuß mit ihm geblieben, glaub' auch beiderseits ehrlich: ich war ihm sympathisch, er mir. Aber sonderbar bleibt es doch. Er hielt mich entweder für grenzenlos gutmütig oder für grenzenlos unbedeutend oder war – wenn weder das eine noch das andere zutreffen sollte – der grenzenlos verbummeltste Redakteur. Wär' ich nicht wohlwollender Theater-Referent gewesen, der doch nicht absolut ignoriert werden konnte, so hätte durch ein Jahrzehnt hin meine ganze literarische Tätigkeit: Kriegserlebnisse, Kriegsbuch, Wanderungen, Gedichte, Roman, nicht einmal eine Erwähnung gefunden. Es wird nicht viel Seitenstücke dazu geben. Aber, wie gesagt, wir blieben auf gutem Fuß und so hatte ich die verschiedensten Begegnungen mit ihm.

Zuerst auf dem 150jährigen Jubiläumsfest der „*Vossischen Zeitung*“. Von der „Gegenwart“ war eben die erste Nummer erschienen. Sodann machte ich ihm einen Besuch in seiner Wohnung, Luisenstraße, wenn ich nicht irre Nummer 37, eine Treppe. Man war damals, zu Anfang der Gründerzeit, noch weniger an glänzende Einrichtungen gewöhnt, am wenigsten aber bei einem *Schriftsteller*, der höchstens 32 Jahre alt und eigentlich noch ein Anfänger war. „Maria und Magdalena“ war eben erst gegeben. Die Wohnung bestand aus sechs Zimmern, drei nach vorn und drei nach hinten, dazwischen ein Korridor. Von den drei Vorderzimmern war das erste ein Boudoir, nach Art eines Damenzimmers eingerichtet, dann kam, im Ministerstil, ein großes Audienzzimmer und hinter diesem ein ebenso großes Arbeitszimmer. Beide schweben mir noch in ihren charakteristischen Zügen vor. Prunk und Überladenheit waren vermieden, alles sollte *solide* wirken. In dem Audienzzimmer waren alle Möbel mit demselben graugrünen Ripsstoff überzogen, aus dem auch die Tischdecken bestanden. Alles echt, tüchtig und von prononzierter Einfachheit. Nach demselben Prinzip war auch das Arbeitszimmer eingerichtet. Alle Möbel waren von demselben gelbweißen Holz (ich glaube Ahorn). In den Schränken stand eine wundervoll eingebundene Bibliothek, nicht kunterbuntes Zeug, mal hoch, mal niedrig, mal elegant



gebunden, mal broschiert, sondern alles in langen Reihen, immer 12 oder 24 Bände wie Gardebataillone. Meine Empfindung dem allen gegenüber war eine geteilte. Das Raffinement verdroß mich, jedem Besucher sollte Sand in die Augen gestreut werden, aber ebenso sehr freute ich mich, daß ich hier eine neue Zeit anbrechen sah. Vielleicht keine bessere (wie ich jetzt nach zehn Jahren sagen darf, auch keine schlimmere), aber jedenfalls eine *andere*, die den Schlafrockgelehrten und Zoddelliteraten ein für allemal von der Tafel strich.

Einige Zeit nachher wurde ich zu einem Frühstück geladen, das etwa von 1 oder 2 Uhr bis gegen 10 dauerte. Ich ging früher. Zugegen waren: Stilke, Rodenberg, Berthold Auerbach, Oppenheim, Stettenheim. Die Mehrzahl der Gäste hab' ich vergessen. Spielhagen, Frenzel, die sich immer retiré hielten, waren nicht zugegen. Es ging sehr opulent her; kalte Speisen; der Champagner war Tischwein. Einzelheiten sind mir nicht mehr im Gedächtnis. Rodenberg wurde schläfrig und wurde zum Gaudium der Gesellschaft zu Bette gebracht; man legte ihn ins Nebenzimmer auf ein Sofa und deckte ihn zu. Er schlief auch ein, alles Nebenanspektakels unerachtet. Auerbach wurde mit Gutzkow (seinem Rivalen) geneckt; im übrigen ist mir kein anderer Eindruck geblieben, als daß es „forsch“ herging, in einer Weise, die man damals (1873) in literarischen und journalistischen Kreisen noch nicht kannte. Freilich, es war gerade „Gründerzeit“, wo die Maurer Kaviar zum Frühstück forderten, „aber vom besten“.

Die nächsten Begegnungen mit ihm hatt' ich bei Stilke, Unter den Zelten 19 oder 21, erst in einer großen Abend-, dann in einer kleinen Mittagsgesellschaft. In der Abendgesellschaft war auch Lepel und brachte einen Toast aus „auf die Zukunft der Gegenwart“. Lindau erwiderte, er danke und halte bei diesem Danke tapfer aus, trotzdem er diesen Toast in den letzten vier Wochen in zwölf Gesellschaften erlebt habe. Es war wenig artig, aber vielleicht doch berechtigt, denn er hörte einen gewissen Wichtigkeits- und Protektionston heraus, der ihn verdroß.

Ein oder zwei Jahre später waren Lindaus zu einer großen Gesellschaft zu A. v. Heyden eingeladen, erschienen auch, *sie* in einer wundervollen, prächtigen Toilette. Die ganze Geschichte verlief wieder (ähnlich wie ein paar Jahre vorher die Abendgesellschaft bei Stilkes) zu meiner besonderen Erbauung. Die Schuld war auf beiden Seiten, Heydens wie Lindaus, gleich groß. Heyden, in totaler Verkennung der Sachlage, hatte geglaubt, „daß er diesem Bohémien und seiner Gattin eine große Ehre erweise“, während beide Lindaus die Sache als ein absolut gleichgültiges Ereignis ansahen. Sie merkten sofort, daß man ihnen durch wohlwollende Steifheit und ebenso durch einige Hof-Adels- und Autornamen imponieren wollte, und drehten nun den Spieß um, indem sie sich mit vollkommenster Sicherheit in den Räumen bewegten und gar nicht daran dachten, sich irgendwem vorstellen zu lassen. *Nicht einmal den Damen des Hauses*. Sie kamen nur, lachten, nickten ein paar Bekannten zu, tranken Tee, tanzten, nahmen etwas Eis und verschwanden wieder.



Gewiß war dies alles nicht artig und in dem Heydenschen Hause nicht angebracht. Aber artig oder nicht, im ganzen genommen kann ich es nicht verurteilen; die „Gesellschaft“ hier muß auf *die* Weise mit der Nase drauf gestoßen werden, daß die ausschließliche Herrschaft der Leutnants und Barone vorüber ist.

Abermals ein Jahr später hatten Lindaus die Wohnung gewechselt und wohnten „am Kronprinzenufer“ ganz in der Nähe der Alsenstraße. Es war 78 oder 79, als ich eine Einladung erhielt, wieder zu einem „Dejeuner“, das dem amerikanischen Gesandten Bayard Taylor zu Ehren gegeben wurde. Nächst Taylor war Berthold Auerbach (der den Taylor übersetzt hat), die Hauptperson. Andere Gäste waren Lasker, Professor Ihering aus Göttingen, Oppenheim, Julius Grosser, Ernst Dohm, wenn ich nicht irre, und viele andere. Frau Lindau, die einzige Dame, zwischen Taylor und Auerbach. Lindau erhob sich und sagte kurz und bescheiden: „da er der Rede nicht mächtig sei, werde sein Freund Auerbach sprechen“. Dies geschah, und Auerbach sprach gut, wie immer. Taylor dankte, erste Hälfte deutsch, zweite Hälfte englisch. Dann sprach Lasker; auch gut, ein wenig langweilig-doktrinär. Mit Ihering freundete ich mich so weit an, daß wir zusammen nach Hause gingen. Die Gesellschaft war sehr nett. Das Breitspurige der Champagner-Epoche (Luisenstraße) war abgetan, und in würdiger und unterhaltender Weise verlief die kleine Festlichkeit. Bald danach ward ein ähnliches Fest gegeben, wo Lord *Odo Russell* der Gefeierte war oder doch die Hauptperson. Ich lehnte ab, weil ich es für angemessen hielt, mich aus einem Kreise zurückzuziehen, in dem ich das Gefühl hatte, doch nie recht heimisch werden zu können. Die „Hof- und Ministerialperiode Lindaus“ hatte mittlerweile begonnen, zum Teil wohl unter Anleitung seines inzwischen nach Berlin hinübergesiedelten Bruders Rudolf. Später tat es mir doch leid, gerade an diesem Russell-Abend gefehlt zu haben, da Lord Odo tags darauf ein Dankbillet an Lindau gerichtet hat, in dem es heißt: „Lieber Lindau. Manchen hübschen Gesellschaftsabend hat mein Leben in Deutschland zu verzeichnen. Aber der gestern bei Ihnen verlebte, das muß ich Ihnen aussprechen, ist mir der liebste und interessanteste gewesen. Ihr Odo Russell.“

Trotz jener Absage kam in der nächsten Saison, ich glaube 80 oder 81, eine neue Abend-Einladung. Ich nahm an. Der ganze Zuschnitt hatte sich seit dem Taylor-Dejeuner, das vielleicht nur zwei Jahre zurücklag, sehr verändert. Ein literarisches Element war wohl noch da, aber verschwindend; alles war ministeriell, diplomatisch geworden. Ich wurde dem Fürsten Hohenlohe (Botschafter in Paris) und dem Grafen Wilhelm von Bismarck vorgestellt. Der Fürst musterte meine Hosen, die er für zu hell oder vielleicht für zu wollhaarig — es war ein sonderbarer Stoff — zu halten schien. Dabei hatte es sein Bewenden. Die Majorität setzte sich aus Finanziers und Geheimräten zusammen; auch einige schöne Damen. Heinrich Kruse, mit der stereotypen Goethe-Haltung, plauderte mit Hohenlohe, ich mit Baron Korff, der auch nicht recht wußte, wie er die Zeit hinbringen sollte. Bald nach elf brach ich auf; ich hatte mich



nicht bloß grenzenlos gelangweilt, sondern auch ganz deplaciert gefunden. Es war das erstemal, daß ich in einer Berliner Gesellschaft das völlige In-den-Skat-Gelegtsein und die Herrschaft einer neuen Generation empfand.

Einige Zeit vorher (und das war auch wohl Grund meiner Einladung) hatte ein Ereignis stattgefunden, das Lindau und mich als zwei Leidensgefährten wieder näherbrachte. Die Goethe-Statue sollte enthüllt werden, und Berliner Schriftsteller hatten seitens des Komitees Einladungen dazu erhalten. Lindau *nicht*. Er war empört und das mit Fug und Recht. Als er erfuhr, daß es mir ebenso ergangen sei, beruhigte er sich einigermaßen wieder, ein Gefühl, worin ich ihn aber stören mußte. „Lieber Lindau“, schrieb ich ihm, „leider bessert der Umstand, daß *ich* vergessen wurde, nichts. *Ich* bin wirklich einfach vergessen; kein Mensch hat mich kränken wollen; wenn etwas Kränkendes für mich vorliegt, so ist *das*, daß wirklich kein Mensch an mich gedacht hat. An Bekanntere denkt man eben. Aber *Sie*, Sie sind nicht vergessen, Sie sind mit Absicht übergangen, und das ist kleinlich, das durfte nicht geschehen.“ Es entspann sich daraus eine Korrespondenz, selbst Zusammenkünfte fanden statt.

Am Abend des 21. März 1884 erhielt ich durch einen Boten das folgende Schreiben:

„Verehrtester Freund! Der Herzog von Meiningen und seine Frau, Baronin von Heldburg, wollen uns die Ehre ihres Besuches erweisen, Sie sind freundlichst eingeladen. Herzlichsten Gruß.

Ihr Paul Lindau

Heute abend 10 Uhr. Überrock.“

Lindau kam auch noch in Person, um der Einladung mehr Nachdruck zu geben. Das war um neun. Um 10 Uhr war wirklich eine Gesellschaft bei ihm versammelt, deren Mitglieder bis um acht noch nichts von einer ihnen bevorstehenden „Herzogs-Soirée“ gewußt hatten. Zugegen waren: der Herzog selbst, ein großer, schöner Mann, kahl, mit etwas weißem Haar und Bart, seine Gemahlin Baronin Heldburg (Ellen Franz), eine schöne, heitere Dame, die mich durch ihre Ungezwungenheit (ich hatte etwas Aufgesteiftes und prüde Wichtigtueriesches erwartet) angenehm überraschte; Prinz Ernst, Leutnant im 2. Garde-Regiment; Prinz Friedrich, Leutnant im Garde-Artillerie-Regiment, beides große, stattliche junge Männer. Außerdem Legationsrat Rudolf Lindau, der junge Kalisch (Opernsänger), L'Arronge, Gussow, Scholz, Lubliner, Julius Wolff, Stettenheim, Grete Begas, Hans Hopfen, Ludwig Pietsch und meine Wenigkeit. Man kannte sich meist, ausgenommen waren wohl nur Julius Wolff, Stettenheim, Hopfen und ich. Ich sprach mit der Baronin, der ich vorgestellt wurde, dann bei Tisch mit dem Prinzen Friedrich, neben dem ich saß. Gegen den alten Herzog und Prinz Ernst verneigte ich mich bloß. Dabei hatte die Herrlichkeit sein Bewenden. Die Baronin sehr angenehm; der junge Prinz einfach, natürlich, mitteilksam. Nichtsdestoweniger war das Ganze nicht viel. Möglich, daß der Herzog mit dem



einen oder andern ein längeres Gespräch vor oder nach Tisch gehabt hat (gesehen hab' ich nichts davon), bei Tisch selbst aber war er im ganzen still und hat von der Tafelrunde nichts gehabt als den Anblick unserer Physiognomien.

Interessanter waren die Gespräche mit L. Pietsch, Stettenheim, Hopfen, Lubliner und Grete Begas. Sonst drehte sich das Gespräch im ganzen genommen darum, daß das Zusammentrommeln einer solchen Gesellschaft in zwei Stunden „eine kolossale Leistung“ sei. Was auch zutrifft. Das Interessanteste bleibt die einfache Tatsache einer *solchen* Gesellschaft: ein regierender Herzog, nächster Anverwandter des kaiserlichen Hauses, meldet sich mit seiner Familie bei einem *Schriftsteller* an und spricht dabei den Wunsch aus, einiges von der Berliner Künstler- und Dichterschaft kennen zu lernen. Und in zwei Stunden wird die Sache gemacht und geschickt und gefällig durchgespielt. Hierin lag überhaupt die soziale Bedeutung Lindaus. Er wirkte nach dieser Seite hin reformatorisch, und die Schriftsteller, statt ihn zu beneiden und zu bewitzeln, hätten ihm damals dankbar sein sollen. Er eroberte ihnen eine Position, die sie vorher nie gehabt hatten, indem er jahraus, jahrein Personen bei sich sah, die der höchsten gesellschaftlichen Sphäre angehörten.

Gedruckt nach: Vossische Zeitung Nr. 462 (Sonntagsausgabe) vom 28. September 1924, S. 2 und 3 unter dem Strich. — Im Anschluß an den Titel fügte der ungenannte Herausgeber die Bemerkung an: „Das Thema: Bürgerliche Stellung des Schriftstellers, das den Briefschreiber Fontane so häufig erbitterte, wird in diesem bisher unveröffentlichten Memoirenkapitel neu beleuchtet.“

### III. Anhang: Briefe

#### 1. Paul Lindau an Theodor Fontane

Berlin, 12. Februar 1872

Verehrtester Herr Kollege!

Seien Sie für alle Beweise Ihrer freundlichen Gesinnung herzlichst bedankt. Ihr Aufsatz über Wartensleben erscheint in einer der nächsten Nummern. Ich hatte zum Wechsel des Quartals zu viel Stoff aufgezeichnet, und muß nun erst das Gros etwas abtragen. In Nummer 13/14 werde ich aber den Raum dazu gewinnen<sup>1</sup>. Ein Artikel aus Ihrer Feder über den „dernier des Napoléons“ würde mir selbstredend überaus willkommen gewesen sein, wenn nicht Ihre Voraussetzung, daß Braun dasselbe Thema schon behandelte, die richtige gewesen wäre. Sie werden sich nun aus Nr. 12 der „Gegenwart“ überzeugen<sup>2</sup>. (Pardon! ich wurde hier unterbrochen, und hatte, als ich aufstand, das Malheur, mit dem Rockärmel über die nasse Schrift zu fahren. Da ich nun heute bereits an meinem 24. Brief bin, werden Sie mir's gewiß verzeihen, wenn dieser in polizeiwidrigem Négligé Ihnen seine Aufwartung macht.) Für den Verlust, der mir durch Brauns Anticipation entsteht, müssen Sie mich aber bald entschädigen! Schreiben Sie mir *recht bald* etwas Anderes! Was Sie wollen.



Ich habe noch eine Bitte. Beifolgend eine kleine Schrift von mir<sup>1</sup>, deren Umfang mit darauf verwandter Arbeit nicht in rechtem Einklang steht. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie dieselbe lesen und in der „Vossischen Zeitung“ besprechen wollten. An der Vossischen ist mir besonders gelegen, da sie die „Gegenwart“ infolge ihrer zärtlichen Liaison mit der anmutigen Frau Georgens<sup>4</sup> seit einiger Zeit recht kühl und stiefmütterlich behandelt.

Wenn Sie Ihr Weg einmal in unser Viertel führt, bereiten Sie mir vielleicht die Freude, mich zu besuchen.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr Paul Lindau

Gedruckt nach einer Abschrift von unbekannter Hand im Fontane-Archiv Potsdam.

- 1 Fontanes „Aufsatz über Wartensleben“ erschien erst ein Vierteljahr später in Nr. 15 der „Gegenwart“ (vgl. Anm. 1 zu Brief 2).
- 2 In Nr. 11 und 12 der „Gegenwart“ vom 6. und 13. April 1872 erschien von Karl Braun-Wiesbaden unter dem Titel „Zwei Rufer im Streit“ u. a. eine Kritik des anonymen Buches „Le dernier des Napoléons“ (Paris 1872).
- 3 Gemeint ist: Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken von Paul Lindau. Leipzig 1872 (102 Seiten). – Fontanes Rezension erschien in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung“, Nr. 21 vom 26. V. 1872. Wiederabgedruckt: NFA, Band XXI/1, S. 281f.
- 4 Darüber geschrieben anstelle ausgestrichenem: Herzens (oder Henzens).

## 2. Paul Lindau an Theodor Fontane

Berlin, 5. Mai 1872  
Luisenstr. 37

Verehrtester Herr und Kollege!

Ihr Aufsatz ist nun endlich erschienen<sup>1</sup>. Leider drohen Sie mit einer langen Pause. Ich will Ihnen nicht lästig fallen, aber um eines möchte ich Sie doch gleich bitten: in den nächsten Wochen erscheint (ebenfalls bei Mittler)<sup>2</sup> das Buch meines Bruders „Die Garde im Feldzuge“. Ich selbst mag nichts darüber schreiben, aber ich möchte doch gern darüber einen Aufsatz haben und ihn würde niemand besser schreiben als Sie. Mein Bruder hat mit August von Württemberg den ganzen Feldzug mitgemacht und die in der Tat *recht* guten Korrespondenzen aus Gonesse<sup>3</sup> für den „Staatsanzeiger“ geschrieben. Seine Schilderung des Sturmes von St. Privat (in der „Kreuzzeitung“ und „Kölnischen“), die er auch in seinem Buch aufgenommen hat, halte ich – und ich glaube nicht, daß mich meine allerdings sehr starke brüderliche Zuneigung blendet – für ein kleines Meisterwerk. Er hat auch das Kreuz dafür bekommen. Gestatten Sie mir also, daß ich Ihnen den kleinen Band<sup>4</sup> zuschicke.

Daß Sie Ihre liebenswürdigen Gesinnungen in Sachen der „Gegenwart“<sup>5</sup> und des „Molière“<sup>6</sup> nächstens coram populo dartun wollen, erfreut mich ungemein. Schon im voraus danke ich Ihnen.



Es würde mich recht angenehm berühren, wenn ein günstiger Zufall uns bald zusammenführte, denn das bewußte certain je ne sais quoi sagt mir, daß wir gut mitsammen fertig werden.

Mit allerbestem Gruße

Ihr sehr ergebener

Paul Lindau

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

- 1 Gemeint ist: Th. Fontane, Die Operation der Südarmee im Januar und Februar 1871. Nach den Kriegsakten des Oberkommandos der Südarmee von Hermann Graf Wartensleben, Berlin 1871. In: Die Gegenwart, Nr. 15 vom 4. Mai 1872, S. 229-230. Wiederabgedruckt in: NFA, Band XIX, S. 762-765.
- 2 Gemeint ist der Militärverlag E. S. Mittler, Berlin.
- 3 Gonesse, 18 km nordöstlich von Paris gelegen - war während der Belagerung der Stadt 1870/71 Stabsquartier der preußischen Garde.
- 4 Gemeint ist: Rudolf Lindau, Die Preußische Garde im Feldzug 1870/71, Berlin 1872. - Fontanes Besprechung erschien in: Die Gegenwart, Nr. 37 vom 5. X. 1872, S. 213-215. Wiederabdruck: NFA, Band XIX, S. 766-773.
- 5 Fontane hatte die Neuerscheinung der „Gegenwart“ in der „Vossischen Zeitung“ Nr. 20 vom 25. I. 1872 angekündigt. Wiederabdruck: NFA, Band XXI/2, S. 450 f.
- 6 Vgl. Anm. 3 zu Brief 1.

### 3. Paul Lindau an Theodor Fontane

Berlin NW  
Kronprinzenufer 4  
10. Februar 1878

Verehrtester Herr und Freund.

Meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank! Sie haben in Allem Recht, besonders im Tadel, den Sie übrigens in eine so freundliche und schone Form kleiden, daß er einer Liebkosung zum Verwecheln ähnlich sieht. Sie haben mir eine aufrichtige und große Freude bereitet<sup>1</sup>.

Ihr dankbar ergebener  
Paul Lindau

[von Fontanes Hand:] an mich gerichtet

Gedruckt nach der Abschrift von Theodor Fontanes Hand im Fontane-Archiv Potsdam.

- 1 Die Rede ist von Theodor Fontanes Besprechung von Paul Lindaus Stück „Johannistrieb“, das am 8. Februar 1878 aufgeführt worden war (vgl. NFA, Band XXII/1, [1964], S. 638-643).

### 4. Fontane an Paul Lindau

Berlin, 18. Oktober 1880

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen.

Ich werde also Brauns Buch<sup>1</sup> besprechen, eine merkwürdige Mischung von beinahe unergaubter Unbedeutendheit mit Anschauungs-Reichthum



und gelegentlichen Genieblitzen, alles auf breitester Grundlage rheingauischer Schoepgenstacher [?] Liebenswürdigkeit.

Glück auf zum Sonnabend

Wie immer

Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach der Handschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

- 1 Gemeint ist: Karl Braun-Wiesbaden, Von Berlin nach Leipzig. Reichs- rechts-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Plaudereien, Leipzig 1880. — Fontanes Besprechung erschien unter dem Titel „Von Berlin nach Leipzig“ in: Die Gegenwart, Nr. 1 vom 1. I. 1881, S. 10 f. (vgl. NFA, Band XVIII (1972), S. 640 bis 645).

5. Rudolf Lindau an Theodor Fontane

2 Alsenstr. NW

[31. März 1881]

Geehrter Herr.

Mein Bruder Paul hat mir Ihre Briefe an ihn<sup>1</sup> in Sachen der Bismarck-Biographie<sup>2</sup> mitgeteilt, und ich will nun zunächst versichern, daß mir der Gedanke, es handle sich um ein Plagiat, nicht einen Augenblick gekommen ist. Dazu kenne ich Sie zu gut! Ich kann mir sehr gut erklären, wie Sie meine Arbeit benutzt haben, und finde, was Sie getan haben, gerechtfertigt und in Ordnung. Wollen Sie aber ganz groß dastehen, nun, so zeigen Sie im „Bär“ an — in 3 Wochen ist reichlich Zeit dazu — daß die Bismarck-Notiz von einem unbekanntem Verfasser herrührt, der sie unter dem Titel „Prince Bismarck, by one of his contrymen“ im August des Jahres 1878 in Blackwoods „Edinburgh Magazine“ veröffentlicht habe<sup>3</sup>. Da Sie mir in dieser Angelegenheit gewiß gern gefällig sind, so möchte ich mir noch die Bitte erlauben, auch nicht den Verfasser zu nennen. Ich habe frei von der Leber weg geschrieben, weil ich meinen Namen nicht hergab. Hätte ich auf Bismarck geschimpft, so würde ich mich für verpflichtet halten, meinen Namen zu nennen; anonyme Verehrung hat nichts unehrenhaftes und ich möchte dabei beharren, denn sonst könnte das, was ich aufrichtig gesagt habe, wie eine interessierte Schmeichelei erscheinen. Es ist möglich, daß man in der Umgebung des Reichskanzlers *ahnt*, daß ich der Verfasser der Notiz bin, aber man hat nie mit mir darüber gesprochen, und ich habe nie das Bedürfnis gefühlt, auch nur anzudeuten, daß ich der contrymen bin, also lassen Sie, bitte, den Verfasser in seinem Dunkel. Im übrigen können Sie von der Notiz alles mögliche Gute sagen; das würde mir nur angenehm sein.

In hochachtungsvoller Ergebenheit

Rudolf Lindau

Gedruckt nach der Abschrift von unbekannter Hand (evtl. Elise Fontanes) im Fontane-Archiv Potsdam.

- 1 Fontane hatte am 27. März und 31. März 1881 an Paul Lindau geschrieben.



- 2 Gemeint ist Fontanes Biographie zum Bilde Bismarcks in dem Prachtalbum „Vaterländische Reiterbilder aus drei Jahrhunderten von W. Camphausen“ (Berlin 1880), die zum größten Teil (ab: „Wer ihn sieht, empfängt unmittelbar den Eindruck . . .“) die Wiedergabe eines Artikels Rudolf Lindaus über Bismarck ist (vgl. in der Einleitung, S. 30).
- 3 Dies geschah mit Fontanes Brief an Emil Dominik, den Herausgeber des „Bär“, vom 27. März 1881 (Brief 6).

6. Theodor Fontane an Emil Dominik

Berlin, 27. März 1881

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ihre gute Meinung von mir schreibt mir in dem Texte, womit Sie in Nr. 26 des „Bär“ Ihr Bismarck-Porträt begleiten, eine Charakteristik unseres großen Kanzlers zu, die leider nicht von mir herrührt. Was Sie dort aus mir zitieren, ist selber nur wieder Zitat und zwar aus einem „Gegenwart“-Aufsatze, der seinerseits — als Übersetzung eines, wenn ich nicht irre, in einer schottischen Revue veröffentlichten längeren Bismarck-Artikels — auch nur wieder ein Zitat war. Und auch die schottische Revue, so glaube ich, wird den dem Verdienste zuständigen Kranz im letzten ablehnen und in eine vierte Hand weitergeben müssen. In *welche*, darüber sind nur Mutmaßungen gestattet; aber ich treffe wohl das Richtige, wenn ich annehme, daß nur von einem nahen Standpunkt aus ein so scharf und zugleich so liebevoll gezeichnetes Bild gegeben werden konnte.

In herzlicher Ergebenheit  
Ihr Th. Fontane

Gedruckt nach: Illustrierte Berliner Wochenschrift. Der Bär. Eine Chronik fürs Haus, 7. Jg., Nr. 29 vom 16. April 1881, S. 358

Der Brief erschien unter „Miscellen“ und wurde von Dominik mit dem Satz eingeleitet: „Den Bismarckartikel betreffend, erhalte ich die nachfolgende Zuschrift“. Als „Anmerkung der Redaktion“ fügte er in einer Fußnote hinzu: „Ein freundliches Eingesandt belehrt mich, daß die zitierte Stelle sich ursprünglich in einem in englischer Sprache verfaßten Essay ‚Prince Bismarck by one of his contrymen‘ befand, der im August 1878 im ‚Blackwood’s Edinburgh Magazine‘ und später auszugsweise in gelungener Übersetzung in der ‚Gegenwart‘ veröffentlicht worden ist.“

Zum Inhalt des Briefes vgl. in der Einleitung, S. 30. Er ist für den Abdruck offenbar zurückdatiert worden.

7. Rudolf Lindau an Theodor Fontane

Berlin, 16. Februar 1883

Sehr geehrter Herr!

Ihr Brief hat mir große Freude gemacht. Ich hatte die Absicht, Ihnen persönlich dafür zu danken; aber ich habe mich gestern nicht frei machen können, und kann es auch heute nicht, und bin wahrscheinlich auch morgen wieder den ganzen Tag in Anspruch genommen. Deshalb schreibe ich Ihnen nun, um Ihnen zu sagen, wie sehr es auch bei meinen Arbeiten [wohltut], an denen ja die Menge gleichgültig vorübergeht, wenn ich erfahre, daß dieselben ehrende Anerkennung bei Männern wie Sie finden. — Hoffentlich finden Sie bald einmal Zeit, Ihre freund-



liche Absicht auszuführen, mich zu besuchen. Ich kann mich des Abends leicht frei machen und es würde mich sehr freuen, wenn Sie einmal über mich verfügen wollten. Es würde mir dann eine große Befriedigung sein, mit Ihnen über meine letzte Arbeit<sup>1</sup> sprechen zu können. Einstweilen grüße ich Sie bestens

Ihr aufrichtig ergebener  
Rudolf Lindau

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

<sup>1</sup> Fontane hatte sich in seinem vorausgegangenen, nicht überlieferten Brief in lobenden Worten über R. Lindaus „letzte Arbeit“, die Novelle „Der Gast“ ausgesprochen, die (im September 1882 in Helgoland beendet) im Januar und Februar 1883 in der Monatsschrift „Nord und Süd“ (70. Heft, S. 1–57, 71. Heft, S. 139–173) erschienen war.

### 8. Rudolf Lindau an Theodor Fontane

Berlin, 22. Februar 1883  
2 Alsenstr.

Vielen Dank, geehrter Herr, für Ihre freundlichen Zeilen<sup>1</sup>. — Ich bin Freitag Abend frei, freue mich sehr darauf, Sie zu sehen, und werde Sie von 8 Uhr ab erwarten. Wählen Sie die Stunde, die Ihnen paßt. Sie sind immer herzlich willkommen.

Mit bestem Gruß  
Ihr ergebener  
Rudolf Lindau

Gedruckt nach der Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam.

<sup>1</sup> Fontane hatte am 21. Februar 1883 an Rudolf Lindau geschrieben (vgl. „Rudolf Lindau. Ein Besuch“, in: NFA, Band XXI/1, S. 319).

### 9. Rudolf Lindau an Friedrich Fontane

Constantinople, [1895]

Lieber Herr Fontane.

Bitte sagen Sie Ihrem Vater, mit meinen ehrerbietigsten Grüßen, daß mich sein letzter Roman wahrhaft erbaut hat. Es ist die bedeutendste und beste Arbeit seines Lebens, der beste Roman, der seit vielen, vielen Jahren in Deutschland geschrieben worden ist: wahr, rein, ergreifend, das Werk eines edlen, erfahrenen, nachsichtigen Menschen! Er hat mir damit große Freude gemacht und ich möchte, daß er erführe, daß ich ihm dafür dankbar bin.

Frendliche Grüße  
Rudolf Lindau

[von der Hand Friedrich Fontanes:] Es wird sich wohl um ‚Effi Briest‘ handeln, die 1895 erschien.

Gedruckt nach der Abschrift von unbekannter Hand (evtl. Elise Fontanes) im Fontane-Archiv Potsdam.



Joachim Biener (Leipzig)

## Das Kleist-Bild Theodor Fontanes

Zum 200. Geburtstage des Dichters.

Die Überraschung im Kleist-Bilde Fontanes ist der Wandel seines Urteils über den „Prinzen von Homburg“ im Verlaufe der 70er Jahre. Die Wirkung von Kleists letztem Drama bei der Lektüre von 1872<sup>1</sup> auf sich selbst faßte Fontane gleich am Beginn des formulierten Leseindrucks so zusammen:

„Den Eindruck, den ich von dem Stück genommen habe, trotzdem es überall interessiert und an vielen Stellen erschüttert, ist kein allzu günstiger. Das Talent ist außerordentlich groß; Ernst und Sorglichkeit der Arbeit unterstützen es; dennoch berührt mich das Ganze wie eine Verirrung. So soll man vaterländische Stoffe nicht behandeln. Es ist zweierlei, was mich daran verdrießt:

1. Die willkürliche Behandlung des Historischen; das Unechte des Kostüms, der Personen und Situationen.
2. Die Charakterzeichnung des Prinzen, der ein Haselant, aber kein Held und brandenburgischer Kriegermann.“<sup>2</sup>

1876, in der Theaterkritik über die „Homburg“-Inszenierung aus Anlaß von Kleists 100. Geburtstag<sup>3</sup>, schließt Fontane die Stückbetrachtung innerhalb der Kritik so:

„... wenn wir das Stück in seiner Schönheit und Macht überhaupt wollen, so müssen wir auch das wollen, was uns an ihm verdroß. Ein Triumph der Kunst, der sich in allen Kleistschen Arbeiten ausspricht, in diesem „Prinzen von Homburg“ aber vielleicht am meisten. Die Klarheit und Konsequenz des Gewollten, das uns überkommene Gefühl absoluter künstlerischer Notwendigkeit entwaffnen zuletzt jeden Widerspruch und zwingen uns, auch das uns Widerstrebende – das doch seinerseits erst das eine Vollkommenheit darstellende Ganze wieder zu dem macht, was es ist – an den Anerkenntnissen dieser Vollkommenheit teilnehmen zu lassen. Gewiß wäre eine andere Lösung der Aufgabe nicht nur denkbar, sondern in gewissem Sinn auch wünschenswert gewesen, aber keine hätte vermocht, ein in sich geschlossenes, alle Disharmonien glänzender lösendes, dabei zugleich durch größere Kraft und Kühnheit ausgezeichnetes Kunstwerk herzustellen.“<sup>4</sup>

1872 kann sich Fontane der Wirkung des „Homburg“, der Läuterung und Entwicklung des Helden, zwar nicht völlig entziehen; aber er erstickt die Sympathien und verwirft das Stück. 1876 läßt er es in seiner Ganzheit stärker auf sich wirken und bejaht es trotz relativierender Einschränkungen, die auf den Mittelteil der Stückbetrachtung beschränkt bleiben, in seiner Totalität; ja er feiert es jetzt sogar nicht nur als „das schönste und vollendetste Stück“ Kleists, sondern als „ein vollendetes“<sup>5</sup> und als einen „Triumph der Kunst“ „überhaupt“. Er rückt damit den „Homburg“ in die Nähe jener „Vollendung“<sup>6</sup>, die er an Shakespeare und auch an Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ so bewunderte.

Was ist inzwischen geschehen? Wie ist es möglich, daß sich Fontane dem „Prinzen“ nicht mehr verkrustet verschließt, sondern befreit öffnet und hingibt. Die Begegnung mit einer Aufführung kann und wird dabei eine Rolle spielen, besonders bei dem „kolossal empirischen“ Fontane, doch sie allein vermag den erheblichen ästhetischen und ideologischen Sinneswandel nicht hinreichend zu erklären, zumal die Einstudierung offensichtlich unauffällig, dadurch aber bis zu gewissem Grade offenbar



literarisch-werkgemäß war, soweit das an einer Hohenzollernbühne überhaupt möglich war.

1872 begegnet Fontane dem Stück ganz offenkundig vorurteilsvoll-verengt, 1876 ist er bereit, es ästhetisch-dramaturgisch „ganz allein aus sich selbst heraus zu beurteilen“<sup>7</sup>.

Die Vorurteile von 1872 erwachsen aus einem engen, unschöpferischen, ja formalen Realismus-Begriff, der sehr stark auf das Moment der Wahrscheinlichkeit und historischer Treue orientiert ist, und aus einem konventionellen, „korrekten“, verpreußten Heldenbegriff. Der „Sinn für das Normale und Gesunde“<sup>8</sup>, der sich später als produktives Realismuskriterium zur Abwehr entfremdeter und dekadenter Tendenzen erweisen wird, wirkt jetzt noch als banales und konventionelles Hemmnis, das in noch nicht überwundenen klassizistischen, „poetisch-realistischen“ und preußischen Überzeugungen wurzelt. Vorerst ist Fontane, durch die Polemik gegen die Gestalt des Prinzen als „unwürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft“, als „Jammer“-Gestalt, als „eitlen, krankhaften, präntiösen Waschlappen“<sup>9</sup> usw., weit hinter Ludwig Tieck, Heinrich Heine und Friedrich Hebbel zurückgegangen, die mindestens den Realismus der Todesfurchtszene groß herausgestellt hatten. Sein Kleist-Bild von 1872, besonders sein „Homburg“-Urteil, ist vom Kleist-Kapitel in der Literaturgeschichte Julian Schmidts beeinflusst, der von seiner konservativen nationalliberalen und fad-rationalen Position aus die Gestalt des Prinzen insgesamt wie die Todesfurchtszene im besonderen verwarf<sup>10</sup>.

Die Beherrschtheit und Objektivität des Urteils von 1876 kann und wird auch durch den Übergang vom unmittelbaren Leseindruck zur geformten, dem Kunstwerk inhaltlich und formal angenäherten Kritik mitbedingt sein. Aber selbst im Verein mit dem Erlebnis einer Aufführung vermag er die Wendung zur grundsätzlichen, z. T. emphatischen Bejahung des Stückes nicht befriedigend zu erklären. Eine entscheidende Ursache für das veränderte, objektivierte „Homburg“-Bild, für den Verzicht z. B. auf den Vorwurf mangelnder und historischer „Korrektheit“<sup>11</sup>, ist zweifellos im „Sekretariatsjahr“ 1876 zu sehen. Die negativen, ja demütigenden Erfahrungen, die Fontane seit März dieses Jahres als Sekretär der Königlichen Kunstakademie mit der preußischen Hierarchie und Bürokratie sammelte, wirkten, zusammen mit früheren Erlebnissen und Erfahrungen, auf sein Bild vom Preußentum stark desillusionierend und wurden bekanntlich zu einer wesentlichen subjektiven Voraussetzung seines kritischen Alterswerkes. Dies sprach Conrad Wandrey bereits 1919 aus: „Die Berufung als Erster Sekretär der Königlichen Akademie der Künste im März 1876 war für ihn Verhängnis und Segen zugleich... Das Datum bedeutet Fontanes Geburt als Romanschriftsteller.“<sup>12</sup> Im Grunde gilt dies für die gesamte ideologische und künstlerische Spätentfaltung Fontanes. Den unmittelbaren antithetischen Zusammenhang von bürokratischer und theaterkritischer Tätigkeit hat Fontane brieflich sogar selbst direkt ausgesprochen:



„Eine gute Theaterkritik, um das Kleinste herauszugreifen, ist viel, viel besser als diese Reskriptfabrikation, bei der ich noch nichts Erfreuliches habe herauskommen sehn.“<sup>14</sup>

Auch das „Homburg“-Urteil von 1876 ist also eine wesentliche Station auf dem Wege Fontanes zum Kritiker am Preußentum und zum vorurteilslosen ästhetischen Literatur- und Theaterkritiker. Die ästhetisch-immanent objektive „Homburg“-Kritik von 1876 besitzt aber auch über Fontane hinausgehende Bedeutung. Mit ihr ist die leidenschaftliche Bejahung des Stückes durch seine Nachfahren Siegfried Jacobson, Herbert Ihering und auch durch Arnold Zweig eingeleitet und die Kontinuität zu Ludwig Tieck, Heinrich Heine und Friedrich Hebbel hergestellt, so sehr deren Urteile im einzelnen differieren. Die Entwicklung führt nicht länger an Fontane vorbei, sondern wird von ihm mitgetragen. Am engsten ist dabei die Beziehung zwischen dem Fontane von 1876 und dem Herbert Ihering von 1925. Seine dramaturgisch-ganzheitliche Würdigung der „Homburg“-Inszenierung Ludwig Bergers im Berliner Staatstheater im „Berliner Börsen-Courier“ vom 14. 2. 1925 ist eine Konkretisierung der ästhetischen Kritik Fontanes aus dem Jahre 1876. Beide wurzeln dabei objektiv in dem Heine-Wort, wonach der „Prinz von Homburg“ gleichsam „vom Genius der Poesie selbst geschrieben“<sup>14</sup> sei.

Noch zweimal hat sich Fontane als Theaterkritiker mit dem „Prinzen von Homburg“ befaßt, in der „Vossischen Zeitung“ vom 15. Mai 1877 und in derjenigen vom 23. Oktober 1889. In beiden Fällen beschäftigt er sich verständlicherweise nicht mehr mit dem Stück an sich wie in der Kritik vom 12. Oktober 1876, die sein letztes und gültigstes Wort zum Drama enthielt; er äußert sich jetzt im wesentlichen nur noch über die Darstellung. Am Gastspiel Otto Ottberts aus Schwerin in der Rolle des Prinzen hebt er das „Maß“, die „Dezenz“ und „Zurückhaltung“ anerkennend hervor, warnt aber zugleich vor der Gefahr des Umschlages zu großer Einfachheit und Verhaltenheit in unpoetische „Nüchternheit“. Aus seinem weiter entwickelten Kunstverstand und -gefühl billigt er nur die Vermeidung von „falschem Pathos“, nicht von „Pathos überhaupt“<sup>15</sup>. Die rechte realistische Mitte sah er dagegen bei Emanuel Reicher in der Rolle des Kottwitz gewahrt, obgleich er im Falle dieses „Brahminen“ mit Recht einräumte, daß „alte brandenburgische Haudegen“ nicht „zu seinen eigentlichsten Gestalten gehören“. Reicher „hatte sich aber, mit vieler und glücklicher Kunst, dies Feld erobert. Die wundervolle Szene im 4. Akt, in der er dem Kurfürsten seine große Rede hält und ihm auseinandersetzt, was er unter Dienst und Treue versteht, erntete denn auch den lautesten Beifall des Abends“<sup>16</sup>.

Mit Albert Matkowskys üblicher „Mischung von kritikloser Entfaltung rein äußerlicher Mittel und Gaben mit Genieblitzen und instinktiver Trefffähigkeit“<sup>17</sup> fand sich Fontane im Oktober 1889 ab, ohne die dem Beifall beigemischten „Zeichen entschiedenen Mißfallens“<sup>18</sup> zu billigen oder gar zu teilen. Fontane sah und würdigte das Bemühen um Neugestaltung der Rolle bei Reicher, ohne das Konventionelle der Inszenierung sonderlich zu attackieren.



Auch im Falle des „Zerbrochenen Kruges“ und des „Käthchens von Heilbronn“ besteht die Möglichkeit des Vergleichs zwischen dem Leseindruck von 1872 und späteren Theaterkritiken. Im Unterschied zum Urteil über den „Prinzen“ ist in der Theaterkritik vom 29. 10. 1886, die auch dem Kleistschen Lustspiele gilt, keine Entwicklung festzustellen, ja die Einwände gegen das Stück sind angesichts der Aufführung noch schärfer formuliert. Die Konzentration erwächst zunächst aus der allgemeinen Verdichtung des Leseindrucks in der Kritik; zum anderen werden in der „Vossischen Zeitung“ vom 29. 10. 1886 gleich drei Einakter zusammen besprochen, die in dieser Zusammenstellung am Vorabend auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses dargeboten worden waren. Um so erstaunlicher ist es nun aber, daß Fontane die literarische und mimisch-gestische Überlegenheit des „Zerbrochenen Kruges“ gegenüber den anderen beiden Stücken, gegenüber Adolf Wilbrandts „Jugendliebe“ und Roderich Benedix' „Eigensinn“, nicht klar hervorhebt; im Gegenteil, Kleist wirkt in dieser Sammelkritik eingeebnet.

1872 hatte Fontane notiert: „Der zerbrochene Krug“ ist wahrscheinlich ein Spielstück<sup>19</sup>. 1886, unter dem Eindruck der Aufführung, erklärt er ihn zum „Lesestück“. Als völlig neu kommt, ebenfalls unter dem Eindruck der Einstudierung, der Vorwurf der „Schmuddelwelt“ hinzu, in die kein einziger „Licht- und Schönheitsschimmer“<sup>20</sup> einfällt. Diese „Krug“-Kritik, die sich freilich nur in einer Sammelkritik befindet, weist jedenfalls kaum auf die progressive Kritik über „Vor Sonnenaufgang“ und auf den engagierten Bahnbrecher des Hochnaturalismus in der Literatur und auf der Bühne voraus. Die „Krug“-Kritik steht eher noch im Zeichen von Fontanes Ablehnung des Frühnaturalismus Michael Georg Conrads, Karl Bleibtreus, Conrad Albertis und auch Max Kretzers<sup>21</sup>. Fontane ist 1886 ganz offenkundig auch nicht gewillt, das zum Teil emphatische Lob des „Zerbrochenen Kruges“ durch Otto Brahm in dessen 1884 erschienenem Kleist-Buch<sup>22</sup> zu teilen, ja er warnt sogar am Schlusse seiner Kritik „die realistische Richtung unserer Tage“, sich „absolut günstig“ zu Kleists Lustspiel zu „stellen“<sup>23</sup>.

Im Falle des „Käthchens von Heilbronn“ bleibt das Urteil konstant. Es ist für Fontane eine durch einzelne naturalistische Elemente beeinträchtigte Märchendichtung. Dabei ist das Urteil Julian Schmidts gemildert. Bei Kleists „Ritterschauspiel“ kommt nun noch die motivische Verwendung in Fontanes Romanschaffen hinzu. Aus Anlaß von Effis Verlobung mit Innstetten läßt Pastor Niemeyer bekanntlich von seiner Tochter Hulda und einem Husarenleutnant die Hollunderstrauchszene darstellen. Die „verschämte Nutzenanwendung“ auf die Verlobten ruft den Widerspruch des alten Briest hervor, der keineswegs aus literarischen oder theatralischen Gründen erwächst, sondern aus dem Dünkel der alten, „historischen“ Adelsfamilie<sup>24</sup>. Wie in anderen Situationen gibt der alte Briest schließlich auch hier humoristisch-ironisch nach. Diese Episode, die Pierre Bange im Sinne gegenseitiger strukturell-ironischer Relativierung von irrealer „Käthchen“-Welt und entleerter preußischer Gesell-



schaft interpretiert<sup>25</sup>, fügt aber dem „Käthchen“-Bilde Fontanes außer der Unterstreichung des Märchencharakters sachlich nichts hinzu. Sie kann aber darüber hinaus durch die Aufnahme ins gültige dichterische Werk als eine besondere Sanktionierung des „Käthchens von Heilbronn“ als Dichtung aufgefaßt werden, womit Fontane freilich nur dem konventionellen literarisch-theatralischen Zeitgeschmack entsprochen hätte, der unter allen Stücken Kleists dem „großen historischen Ritterschauspielen“ noch am meisten zugetan war.

„Die Hermannsschlacht“ bewundert Fontane als absolut phrasenlose, patriotisch und ästhetisch hinreißende Dichtung. Sie ist ihm das Muster einer gelungenen Tendenzdichtung. Vorbehalte gegen die Heftigkeit des Nationalbewußtseins äußerte er auf der Basis ästhetischer Kritik nicht. Fontane knüpft in der Theaterkritik vom 21. 1. 1875 direkt an Äußerungen Julian Schmidts über die „Hermannsschlacht“ an, übertrifft ihn aber in der Intensität des Stücklobes im Gehalt wie in der Formulierung, wie er im Falle des „Prinzen von Homburg“ 1876 das Urteil von Adolf Schwarz an Vorurteilslosigkeit und Eleganz überragte.

Fontanes Bild des Dramatikers Heinrich von Kleist ist also, abgesehen vom Urteil über den „Prinzen von Homburg“, doch recht konstant, wovon auch Hans-Heinrich Reuter ausgeht. Auffallend ist die Abhängigkeit vom Kleist-Bild Julian Schmidts; auffällig sind zugleich die Versuche, die Abhängigkeit namentlich im Einzelurteil zu überwinden.

Den Erzähler Kleist scheint Fontane über den Dramatiker gestellt zu haben; denn er findet ihn „sehr bedeutend“<sup>26</sup>, besonders in der „Verlobung in St. Domingo“ und in der „Marquise von O...“. An der „Verlobung“ rühmt er die realistische Konsequenz und die stilistische Geschlossenheit; die „Marquise“ ist ihm „das Glänzendste und Vollenendetste“, das Kleist geschrieben hat, „eine Meisterarbeit“<sup>27</sup>. Der Zugang zu dieser Novelle ergibt sich ihm vom Menschenbilde her, das er menschlich und ästhetisch voll befriedigend findet, und von der Objektivität und dem Takt der Darstellung her. Eine gewisse novellistische Marionettenhaftigkeit der Gestalten, vor allem des sich vollkommen wandelnden Vaters, empfindet er offenbar nicht als störend; es sei denn, man betrachtet den alten Briest mit seinen durchgehenden menschlichen Tendenzen zur klassenmäßigen „Unkorrektheit“ als romanhafte korrigierende Gegengestalt zum erst konventionellen, dann menschlich gewandelten Obristen von G.

Zwei Formulierungen in den Notizen zur „Marquise“ erinnern an die „Lenz“-Novelle Georg Büchners: „Man entdeckt die Möglichkeit dazu (zum „Fall“ der Marquise, der Verf.) im eigenen Herzen“ und das Wort von der „frauenärztlichen Objektivität“<sup>28</sup> bei der Darbietung der Novelle. Wenn auch die „Möglichkeit im eigenen Herzen“ die Büchnersche Figurenanforderung der „Möglichkeit des Daseins“<sup>29</sup> auf die Rezeptionsebene verlagert und in diesem Falle verinnerlicht, so dient sie doch auch der Beglaubigung des Realismus, der in der „Lenz“-Novelle zur medizinischen Sachlichkeit tendiert. Fontane stellt hier objektiv die



Beziehung Kleist-Büchner her und weist damit objektiv auch auf Gerhart Hauptmanns „novellistische Studie“ über den „Bahnwärter Thiel“ voraus.

Im Urteil über die „Verlobung“ und über die „Marquise“ läßt Fontane Julian Schmidt weit hinter sich, der von der „Verlobung“ einen „widerwärtigen“ Gesamteindruck hat und die „Marquise“ „an die Grenze des Lächerlichen“<sup>29b</sup> angesiedelt findet.

„Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik“ kritisiert Fontane wegen der „Verherrlichung des Katholizismus“, zu der „sich ein Protestant nicht hergeben darf“<sup>30</sup>. „Die Kunst hat nicht das Recht, sich vom Leben zu lösen und Glauben und Vaterland zu ignorieren, sobald es sich um einen guten Stoff handelt. So viel ist auch der beste Stoff nicht wert.“<sup>31</sup> Diese Kritik kann man als realistisch werten. Sie wirkt allerdings, vor allem durch die Berufung auf „Glauben und Vaterland“, auf Protestantismus und Preußen-Deutschland etwas bieder, ist offensichtlich vom einsetzenden „Kulturkampf“ tendenziös gefärbt und erinnert an die flachen Auffassungen Julian Schmidts. Ein umfassenderer kritischer Standpunkt gegenüber dieser in ihrer Art überwältigenden musikalischen literarischen „Legende“, aus der auch Kleists tiefe Sehnsucht nach Harmonie und Aufgehobensein spricht, wäre im Falle Fontanes denkbar und dem beurteilten Werke angemessener gewesen. In das Wort aus Anlaß der „Verlobung in St. Domingo“: „Konsequente Entwicklung zeichnet alle seine Arbeiten aus“<sup>32</sup> sollte namentlich „Die heilige Cäcilie...“ eingeschlossen sein.

Den „Michael Kohlhaas“ findet Fontane 1872 wegen der „psychologischen“ und „zeitbildlichen“ „Richtigkeit“<sup>33</sup> des Titelhelden als „märkischem Roßkamm und schroffem Rechtscharakter des 16. Jahrhunderts“<sup>34</sup> besser als den „Prinzen von Homburg“; „Kostüm, Szenerie und Lokalität“ seien indessen auch hier „falsch“<sup>35</sup>. Hinzukommt der mit Recht beklagte Stilbruch in der zweiten Hälfte der Novelle, von dem aber Kohlhaas als Gestalt glücklicherweise unberührt bleibt. Insgesamt kann Fontane daher im „Kohlhaas“, zum Teil mit Recht, „nicht seine (Kleists, Bie.) beste“<sup>36</sup> Erzählung sehen.

Den geringsten Zugang findet er zum „Bettelweib von Locarno“. Das kafkaesk bzw. präexpressionistisch zugespitzte moralistische Mißverhältnis zwischen begangenen Unrecht und Sühne widerstrebt seinem dialektisch-versöhnlichen Sinn, einem Sinn für „Korrektheit“, Ökonomie, Maß und Proportion.

Fontanes Bild des Erzählers Kleist ist also noch disparater und empirischer als das des Dramatikers, obgleich doch die Novellistik Kleists vom moralisierenden Gehalt wie von der sachlichen Erzählweise her insgesamt einheitlicher ist als seine Dramatik. Fontane ist im Falle der Erzählungen noch mehr vom unmittelbaren persönlichen Eindruck, von seinen Lebenserfahrungen und seinen ästhetischen Auffassungen, in einem bestimmten Stadium seiner Entwicklung, ausgegangen und hat dabei insgesamt, besonders aber über die „Marquise von O...“ und



über die „Verlobung in St. Domingo“ und zum Teil auch über „Michael Kohlhaas“, sicherer und gültiger geurteilt als über die Dramen. Zumindest gibt es hier kein dem „Krug“-Urteil vergleichbares Fehlurteil. Natürlich sagen die Urteile auch hier viel über das urteilende Subjekt aus. Aber dieses Subjekt war selbst Erzähler, dem der entscheidende Durchbruch freilich erst bevorstand. Und das Objekt war hier mindestens von der sachlichen Form her objektiver und dadurch dem jeder Ekstase und „Exzentrizität“<sup>37</sup> abholden kritischen Subjekt allgemein zugänglicher, abgesehen von den einzelnen Werkinhalten.

Das insgesamt kritische und widersprüchliche Urteil Fontanes überrascht angesichts der tiefen ideologischen und ästhetischen Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Künstlern. Da müßten doch zunächst das gemeinsame Leiden am Preußentum und der Wille zu dessen Überwindung bei Fontane zu tiefer Affinität geführt haben. Doch Kleist's Ahistorizität, sein Ethizismus und seine kühnen ästhetischen Neuerungen erschwerten offenbar den Zugang. Das Verständnis des romanhaften Gestalters überlegener Frauengestalten bewährte sich wenigstens im Falle der „Marquise“, während Alkmene Fontane offenbar fremd blieb, von Penthesilea gar nicht zu reden. Die tiefsten Gemeinsamkeiten liegen im Ästhetisch-Formalen. Fontane und Kleist sind letztlich redende, um den anschaulichen und nuancierten Sprechausdruck der Figuren und des Erzählers bemühte Schriftsteller, Kleist als Dramatiker und Erzähler, Fontane als Epiker. Seine Werke „Schach von Wuthenow“, „Frau Jenny Treibel“ und „Effi Briest“, um nur diese Beispiele zu nennen, weisen dialogisch-dramatische Strukturen auf. Beim Figurenaufbau, besonders bei der unmerklichen, hochnatürlichen Stilisierung der Figurenrede hat der Causeur Fontane das Prinzip der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden“ in ästhetisch angemessener Weise beherzigt, so daß zumindest die Illusion scheinbarer Spontaneität und Mündlichkeit des Sprechens entsteht. Dennoch scheint ihm nicht bewußt geworden zu sein, daß die Mimik und Gestik der Rede beim Naturalismus, bei Gerhart Hauptmann wie bei ihm selbst, von Kleist und Büchner, den er offenbar nicht kannte, herkommt<sup>38</sup>.

Trotz dieser Gemeinsamkeiten im Menschenbild und in der anschaulichen rhetorisch-gestischen Gestaltungs- und Darbietungsweise<sup>39</sup>, die Fontane faktisch geradezu als Erben und Weiterführer des literarischen Schaffens von Heinrich von Kleist erscheinen lassen, ist Fontanes direktes ästhetisches Urteil über Kleist nicht auf der Höhe seiner objektiven Kleist-Beziehung. Auch seine praktische, werkimmanente Kleist-Beziehung ist ein Triumph der Kunst<sup>40</sup>.

Es gibt also im wesentlichen nur objektiv-typologische, keine einbekannten subjektiv-genetischen Kontakte. Dieser Umstand erleichterte die einseitige historische Rezeption der beiden am Preußentum leidenden, um seine Wandlung bzw. Überwindung ringenden Schriftsteller. Das nationalistische Deutschland rezipierte mythisierend-verfälschend Kleist und den konservativen Fontane, das sozialistische Deutschland der DDR



eignete sich zunächst nur Fontane an. Hierin spiegeln sich auch Größe und Grenze des Georg Lukács, der die heutige weltweite Fontane-Renaissance einleitete, zugleich aber Kleist als Dichter der Dekadenz und als Vorläufer des Modernismus verwarf. Erst heute sind wir auf dem Wege, neben Fontane auch Kleist gerecht zu würdigen. Diese gerechte Würdigung schließt notwendig die Relativierung der unter dem Einfluß von Georg Lukács und seinem normativen, unhistorischen Realismus-Begriff zum Teil überbewerteten Urteile Fontanes über Kleist ein.

Hans-Heinrich Reuter ist in zwei Punkten zuzustimmen: im Hinblick auf die weitgehende Konstanz von Fontanes Kleist-Bild, mit Ausnahme des offensichtlich gewandelten „Homburg“-Urteils, und hinsichtlich der betonten Subjektivität der Urteile: „Fontanes Kleist-Aufzeichnungen“ würden „über Fontane selbst weit mehr als über Kleist“<sup>41</sup> aussagen. Abzuweichen ist in der Bewertung. Konstanz und Subjektivität zeugen im Falle des Kleist-Bildes eher gegen als für Fontane. Kleist ist insgesamt keine starke Seite, sondern eine „schwache Stelle“ Fontanes. Sein Kleist-Bild ist trotz Objektivierung des „Homburg“-Urteils und trotz wertvoller Urteile über einzelne Novellen nicht auf der Höhe seiner ästhetischen Praxis. Das meint sicherlich auch Joachim Seyppel, wenn er feststellt: „... an Kleist ging er achtlos vorbei.“<sup>42</sup> Fontane ging zwar nicht achtlos an Kleist vorbei, aber insgesamt doch ohne den ästhetischen Enthusiasmus und ohne die antipreußische Solidarität, die seinem schriftstellerischen Gesamtwerk, vor allem dem gesellschaftskritischen Alterswerk, entsprochen hätte und die man von Fontane hätte erwarten können<sup>43</sup>.

Die Ursachen dafür liegen trotzallem im noch relativ frühen Zeitpunkt der systematischen Kleist-Lektüre, zu dem die produktive Spätentfaltung noch nicht eingesetzt hatte, und in Fontanes auf realistisch-dialektischer Vermittlung aufgebauter weltanschaulich-ästhetischer Konzeption, während Kleist eine antithetisch-dualistische Konzeption vertrat, die moralische Rigorosität und ästhetisches Ungestüm einschloß. Von hier aus fällt auch auf das Urteil Fontanes über den „Prinzen von Homburg“ als Spätwerk des Ausgleichs zwischen individuellen und gesellschaftlichen Interessen ein neues und tieferes Licht, obgleich Fontane den „Prinzen“ aus dieser gesellschaftlichen Sicht nie ausdrücklich bejaht hat.

#### Quellenangaben und Anmerkungen

- 1 Die Krummhübler Kleist-Lektüre vom Sommer 1872 war offenbar Fontanes erste tiefere Bekanntschaft mit dem „Prinzen von Homburg“ und Kleists dichterischem Werk überhaupt. Sie steht sicherlich in Zusammenhang mit der Aufnahme der theaterkritischen Tätigkeit für die „Vossische Zeitung“. In ihrer Verspätung ist sie sowohl für die Verkantheit und Vernachlässigung Kleists in Preußen im allgemeinen wie durch Fontane im besonderen symptomatisch, den offenbar vor 1848 nichts zu Kleist hinführte und den die eigene Entwicklung nach der gescheiterten Revolution von Kleist eher noch wegführte. Erst beim späten Fontane bilden sich allmählich die Voraussetzungen für die Begegnung mit Kleist heraus. Dieser Weg führt von der äußeren theaterkritischen Veranlassung zur inneren und ästhetischen Annäherung, wobei jedoch Fontane in seinem Urteil Kleist nie voll gerecht werden wird, was in seinen „Wanderungen nach Fontane“ „Ein Yankee in der Mark“ auch Joachim Seyppel bedauernd feststellt.



- 2 Theodor Fontane: „Aufzeichnungen zur Literatur“, herausgegeben von Hans-Heinrich Reuter, Berlin und Weimar 1969, S. 35.
- 3 Kleist kann von der preußisch-deutschen Gesellschaft nicht länger umgangen werden, wovon auch der von Fontane in der Kritik erwähnte zweiteilige Aufsatz von Adolf Schwarz in der „Vossischen Zeitung“ vom 10. und 11. Oktober 1876 zeugt, der allerdings Kleist für das Bismarck-Reich zu vereinnahmen sucht und dem Fontane in der Kritik von 1876 im ästhetisch-dramaturgischen Gehalt wie in der Eleganz der Formulierung turmhoch überlegen ist. Die letztninnige innere Beziehungslosigkeit des preußisch-deutschen Kleist-Säkular-Jubiläums entlarvt sich schließlich auch selbst in der Verfehlung von Kleists Geburtsjahr.
- 4 Theodor Fontane: „Schriften zur Literatur“, herausgegeben von Hans-Heinrich Reuter, Berlin 1960, S. 160.
- 5 ebenda S. 159.
- 6 ebenda, S. 364.
- 7 „Schriften zur Literatur“, S. 159.
- 8 Vgl. dazu Joachim Biener: „Theodor Fontane als Literaturkritiker“, Rudolstadt 1956, S. 30 ff.
- 9 „Aufzeichnungen zur Literatur“, S. 36 f.
- 10 So vermag Julian Schmidt 1858 auch in „Amphytrion“ nicht tiefer einzudringen. Es muß allerdings festgestellt werden, daß er im 1890 erschienenen Band 4 seiner fünfbandigen „Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit“, offensichtlich unter dem Eindruck der verschärften sozialen und politischen Widersprüche im wilhelminischen Deutschland, vor allem der antipreußischen und antibourgeoisien Stimmungen, über Kleist insgesamt wie über einzelne Stücke freundlicher und milder urteilt. So versucht er die Todesfurchtszene, die er früher empörend gefunden hatte, jetzt zu verstehen, Kottwitz bezeichnet er als „eine der prächtigsten Figuren, die je ein Dichter erfunden“ und das Gesamturteil über das Stück lautet: „Mit dem ‚Prinzen von Homburg‘ schließt die eigentliche Blüte unserer dramatischen Kunst, die mit Wallenstein beginnt. In der Sprache und Charakteristik gehört es zum Schönsten, was deutsche Dichtung je hervorgebracht...“ (a. a. O., S. 442). Auch gegenüber dem „Kohlhaas“ ist der Vorwurf fehlender äußerer historischer Treue eingeschränkt.
- 11 Insgesamt viermal erscheint in den Eindrücken von der Kleist-Lektüre des Jahres 1872 das Kriterium der „Korrektheit“, allein zweimal im Falle des „Prinzen von Homburg“, dem also die historische und die menschlich-heldische „Korrektheit“ abgesprochen wird. Das Menschenbild in der „Marquise von O...“ wird demgegenüber als „korrekt“ bezeichnet. Auf ein „dramatisiertes Märchen“ wie das „Käthchen von Heilbronn“ sei hingegen der Begriff der „Korrektheit“ nicht anwendbar. Er erweist sich damit als eine Kategorie, die preußische und bürgerliche „Haltung“ und Ordnung und ästhetische Lebensähnlichkeit kombiniert und die bei fortschreitender Demokratisierung und vertiefter Fassung des Realismus nicht beibehaltbar war.
- 12 Conrad Wandrey: „Theodor Fontane“, München 1919, S. 38.
- 13 Theodor Fontane am 15. August 1876 an Emilie Fontane.
- 14 Heinrich Heine: „Briefe aus Berlin“. Rheinisch-Westfälischer Anzeiger, 15. und 19. April 1822; entnommen aus „Heinrich von Kleists Nachruhm. Eine Wirkungsgeschichte in Dokumenten“, herausgegeben von Helmut Sembdner, Bremen 1967, S. 522.
- 15 Theodor Fontane: Sämtliche Werke, Bd. XXII/1, S. 573, München 1964.
- 16 Sämtliche Werke, Bd. XXII/2, S. 649.
- 17 ebenda, S. 649.
- 18 ebenda, S. 648.
- 19 „Aufzeichnungen zur Literatur“, S. 42.
- 20 „Schriften zur Literatur“, S. 156 f.
- 21 Es ist das Verdienst Manfred Hellges, in seinem material- und aufschlußreichen Aufsatz „Fontane und der Verleger Wilhelm Friedrich“ (in FB III,1 – Heft 17 der Gesamtserie, S. 28 ff.) im Rahmen dieser Beziehung zwischen Autor und Verleger auch das kritische Verhältnis Fontanes zum deutschen Frühnaturalismus der 80er Jahre erfaßt und dargestellt zu haben.
- 22 An Fontanes Besprechung von Otto Brahm's sachkundigem, verständnisvollem und lebendig geschriebenen Kleist-Buch fällt auf, daß der Rezensent vorwiegend von der Komposition des Buches, von Brahm's kritischen Fähigkeiten



und der Kritik im allgemeinen spricht und kaum von Kleists Werk. Auf dieser Ebene scheint auch die Feststellung zu liegen, daß die biographischen Kapitel stärker seien als die werkanalytischen, obgleich Brahm vom Positivismus herkommt, der im wesentlichen nicht zu umfassender und tiefer Werkinterpretation vorstieß. Jedenfalls scheint sich Fontane in dieser Rezension nicht auf spezielle Kleist-Probleme einlassen und das Buch nur im allgemeinen aus der Literaturwissenschaft der Zeit herausheben zu wollen, was zweifellos auch ein Verdienst war, zumal es, was die allgemeine Kritik-Vorstellung betrifft, unter Einsatz von „Herzblut“, unter Betonung eigener Grundüberzeugungen von der Kritik, geschah.

- 23 „Schriften zur Literatur“, S. 157.
- 24 „Effi Briest“, Berlin 1960, S. 28 (4. Kapitel).
- 25 Pierre Bange: „Humor und Ironie in ‚Effi Briest‘“ im Konferenz-Band „Fontanes Realismus“, Berlin 1972, S. 143 ff.
- 26 „Aufzeichnungen zur Literatur“, S. 43.
- 27 ebenda, S. 46 f.
- 28 ebenda, S. 46.
- 29 Georg Büchners Werke und Briefe, Leipzig 1949, S. 91.
- 29b Julian Schmidt: „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod“. Leipzig 1858, S. 272 und 276.
- 30 „Aufzeichnungen zur Literatur“, S. 44.
- 31 – „ – S. 45.
- 32 – „ – S. 45.
- 33 – „ – S. 48.
- 34 – „ – S. 49.
- 35 – „ – S. 49.
- 36 – „ – S. 47.
- 37 Theodor Fontane: Sämtliche Werke, Bd. XXII/2, S. 648, München 1964.
- 38 Herbert Ihering, der es als einer der bedeutendsten deutschen Theaterkritiker des 20. Jahrhunderts wissen „muß“, erklärte 1973 anlässlich seines 85. Geburtstages in einem Interview: Seit Kleist habe niemand wieder so sehr wie Brecht aus der mimischen Phantasie und ohne Konzession (an Mode und Geschmack) für das Theater geschaffen. Kleist wird dabei sogar noch über Georg Büchner und Gerhart Hauptmann gestellt. Die bruchlose Einheit von Wort, Mimik und Geste zum Beispiel im „Zerbrochenen Krug“ scheint nun Fontane kaum gespürt zu haben.
- 39 Lediglich gewisse potentielle Gemeinsamkeiten in der Erzählweise, in der Zurückhaltung des medialen Erzählers, scheint Fontane bei der Aufnahme der „Marquise von O...“ und der „Verlobung von St. Domingo“ wahrgenommen zu haben.
- 40 Im allgemeinen war sich Fontane dieses Phänomens bewußt, wenn er zum Beispiel am 12. September 1889 an Gerhart Hauptmann schrieb: „Das kommt sehr oft im literarischen Leben vor, daß die eingeborenen Kunst des Künstlers mächtiger ist als der Wille des Künstlers, die Natur siegt über Plan und Dogma.“ (FB II,6 – Heft 14 der Gesamtreihe – S. 398).
- 41 „Aufzeichnungen über Literatur“, S. 266.
- 42 Joachim Seyppel: „Ein Yankee in der Mark“, Berlin und Weimar 1975, S. 113.
- 43 Fontanes widersprüchliches, zum Teil konventionelles Kleistbild erscheint in milderem Lichte, wenn man es mit dem Franz Mehrings vergleicht, der Kleist noch 1911 als Produkt des altpreußischen Junkertums sieht. Das Antizipatorische an Kleist bleibt ihm fast noch mehr als Fontane verschlossen. Wenn Fontane über Kleist insgesamt differenzierter urteilt als Mehring, so liegt dies wohl daran, daß Fontane mehr vom einzelnen Werk und vom unmittelbaren Eindruck ausgeht, während Mehring historisch-materialistisch das menschliche und dichterische Gesamtschicksal Kleists zu erklären und zu würdigen sucht.



## Buchbesprechung

**Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd. 1. Die Grafschaft Ruppin; Bd. 2. Das Oderland. Hrsg. von Gotthard Eler u. Rudolf Mingau. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1976.**

„Er mußte alt werden, um ganz er selbst zu werden.“ So leitete Thomas Mann 1928 seinen Fontane-Essay ein. Wanderungen durch die Mark Brandenburg haben Fontane ein Leben lang begleitet. Sie gaben seinem Leben und Schaffen eine besondere Würze, und zwischen ihnen und seinen Romanen und Erzählungen war ein stetes Nehmen und Geben. Thomas Manns Bemerkung, daß „diese bei aller behaglichen Breite so leichte, so lichte Prosa ... mit ihrer heimlichen Neigung zum Balladesken, ihren zugleich mundgerechten und versmäßigen Abkürzungen etwas bequem Gehobenes, ... bei scheinbarer Lässigkeit, eine Haltung und Behältlichkeit, eine innere Form, wie sie wohl nur nach langer poetischer Übung denkbar ist“, ausstrahlt, dürfen wir mit Recht auch auf die „Wanderungen“ beziehen.

Der Aufbau-Verlag hat nun der schon seit vielen Jahren üppig blühenden Fontane-Forschung mit dem Beginn der Herausgabe der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ im Anschluß an die achtbändige Ausgabe der Romane und Erzählungen einen Höhepunkt aufgesetzt. Mit zwei stattlichen Bänden liegen dem Leser in der DDR erstmalig vollständige Werkausgaben vor. In seiner Einleitung begründet G. Eler diese Neuauflage, indem er auf „die unverwechselbare Position Theodor Fontanes in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im erzählerischen Oeuvre“ hinweist und zeigt, wie stark er gerade auf seinen Fahrten durch die Mark „Stoffe und Motive, Personnage und Szenerie erkundete“ und mit den „Wanderungen“ das „schriftstellerische Handwerk erprobte und perfektionierte“. Fontanes Erzählungen und Romane, vor allem ihr Handlungsmilieu, werden erst durch die „Wanderungen“ dem Nichtmärker verständlicher. Daher weisen Eler und Mingau sehr richtig nach, daß Fontane noch zur Zeit von „Effi Briest“ und des „Stechlin“ neue Wanderungskapitel konzipierte und die Beschäftigung mit „Altes und Neues aus Mark Brandenburg“ Antrieb und Kraft für den Dichter gab.

Bei der Wertung der Fontaneschen „Wanderungen“ stimmen wir den beiden Herausgebern zu, wenn sie ihren Eigenwert auf „der literarisch-publizistischen Eroberung eines Landstriches“, nämlich der märkischen Landschaft, beruhen lassen. Auch Fontane wollte schließlich und endlich nicht mehr. Eine Anspruch auf exakte Geschichtsschreibung oder gar wissenschaftliche Darstellung und Durcharbeitung hegte er nicht. Er hat dies oft betont. Das sollten sowohl die Leser als auch die Landeshistoriker immer wieder bedenken. Es ging dem Dichter darum, „ohne jegliche Prätension von Forschung, Gelehrsamkeit, historischen Apparat etc.“ seinen Landsleuten zu zeigen, „daß es in ihrer nächsten Nähe auch nicht übel sei und daß es in der Mark Brandenburg auch historische Städte, alte Schlösser, schöne Seen, landschaftliche Eigentümlichkeiten und Schritt für Schritt tüchtige Kerle gäbe“.

Hierin liegt auch für uns der große Wert der Fontaneschen „Wanderungen“. Für den stärker interessierten Regionalhistoriker haben die „Wanderungen“ nach großen Verlusten an Sachzeugen während und im Gefolge des zweiten Weltkrieges dokumentarischen Wert. Dem breiten



Leserpublikum geben die „Wanderungen“ zahllose Anregungen und Hinweise, sich die beschriebenen Seen, Wälder, historischen Stätten und Landstriche selbst auf Fahrten und Wanderungen zu erobern. Sie erwecken ganz einfach das Interesse, doch einmal nachzuschauen, wie es tatsächlich aussieht, was sich seit Fontanes Zeiten verändert hat, und was man heute noch vorfindet.

Die „Wanderungen“ trugen dazu dabei, daß Fontane zum Bahnbrecher des märkischen Tourismus wurde, wie die Herausgeber es treffend aussprechen. Die Frische und unvermittelte Lebendigkeit vieler Wanderungskapitel – besonders die über Neuruppin und die Ruppiner Schweiz, aber auch über das Oderbruch – beruhen auf Fontanes methodischem Ziel der „Totalität und Wiedergabe kleinsten und intimsten Lebens“. Fontane bekannte, daß er die „Wanderungen“ aus reiner Liebe zur märkischen Heimat geschrieben hatte. Seine kritische Grundhaltung zu den von ihm beschriebenen gesellschaftlichen Verhältnissen wird dem aufmerksamen Leser von Band zu Band nicht entgehen.

Die Herausgeber heben hervor, „daß Fontane zur politisch-historischen Aufwertung der Mark Brandenburg kaum beigetragen hat“ und daß sich der Dichter energisch dagegen wehrte, wenn seine ‚Wanderungen‘ „gelegentlich für Preußens Glanz und Gloria erhalten sollten“.

Wir sind uns mit den Herausgebern darin einig, daß die „Wanderungen“ eine Kulturgeschichte des brandenburgischen Gebietes geworden sind. Die Mark Brandenburg ist ein Teil der DDR, und zurecht betonten Erler und Mingau, daß die Nachkommen der Fontaneschen Kutscher und Kossäten, der Torfstecher und Ziegelbrenner seine neuen Leser sind. Ihre Fontane-Aneignung vollzieht sich aus völlig veränderter Sicht. Die „Wanderungen“ können aber auch heute bei uns dazu beitragen, historisches Wissen über unsere unmittelbare Umwelt zu erwerben und zu einem neuen Geschichtsverständnis zu kommen. Darin sehen wohl auch die Herausgeber das Ziel ihrer Unternehmung.

Wenden wir uns nun der Ausgabe selbst zu, so bemerken wir ähnlich wie bei der Herausgabe der Romane und Erzählungen schon nach wenigen Seiten die große Akribie und Liebe bei der Herausgabe, Kommentierung und Besorgung des umfangreichen Anmerkungsapparates. Der eigentliche Werktext ist sorgfältig durchgesehen und schließt an die letzte von Fontane besorgte Ausgabe an. Selbst die noch in den ersten Werkausgaben vom Dichter am Fuße der Seiten beigebrachten Anmerkungen fehlen nicht. Die Herausgeber waren bemüht, alle erreichbaren Hilfsmittel auszuschöpfen. Als besonderer Gewinn – und das macht die Ausgabe attraktiv – ist die Benutzung der Notizbücher zu vermerken, welche Fontane auf seinen Wanderungen führte und die als unveröffentlichter Schatz des Potsdamer Fontane-Archivs durch Bibliotheksrat J. Schobeß zur Verfügung gestellt wurden. Große Hilfe erfuhren die Bearbeiter durch Hinweise und Auskünfte von den Abteilungen für Kultur der entsprechenden Kreise, von Museumsleuten und Privatpersonen, so daß es ihnen möglich war, Detailfragen zu klären und bei vielen durch Fontane beschriebenen Baulichkeiten Angaben über ihren jetzigen Erhaltungszustand und Verwendungszweck mitzuteilen. Bereichert werden beide Bände durch mehr oder minder gut gelungene Wiedergaben von Skizzen aus den Notizbüchern des Dichters. Hier wünscht man sich bei folgenden Bänden bessere Aufnahmen und vor allem Abdrucke weiterer Schriftproben. Der Anhang erschließt die Entstehung und Überlieferung



des Werkes. In minutiöser Kleinarbeit wurde von den Herausgebern die Werkentstehung erkundet. Für den Literaturhistoriker geben das Kapital „Frühe Pläne, erste Drucke“ neue und weiterführende Aufschlüsse, die ergänzend im Hinblick auf die zweibändige Reutersche Fontane-Monographie und in einigen Beiträgen in den „Fontane-Blättern“ zu sehen sind, wobei man allerdings letztere unter den Publikationen, die zur Fertigung der Anmerkungen herangezogen wurden, vermißt. Dies wird besonders deutlich bei der Kommentierung und Erläuterung des Menzer Forst- und Stechlin-See-Abschnittes. Mit Gewinn liest der Landeshistoriker den Abschnitt „Zeitgenössische Resonanz“. Bezeichnend war die Reaktion der brandenburg-preußischen Historiker, die in Fontanes Bemühen eine gewisse Konkurrenz sahen, später aber seine Art, märkische Geschichte zu sehen und zu schreiben anerkannten. Den Herausgebern ist offensichtlich der Aufsatz von F. Holtze über „Die märkische Lokalgeschichte“ (in „Forschungen zur Brandenburg-Preußischen Geschichte“ 5, 1892, S. 557) entgangen.

Der Neuausgabe der „Wanderungen“ hätte eine knappe Einführung und Einordnung der Geschichte Brandenburgs gut zu Gesicht gestanden, zumal sich die Ausgabe nicht nur an die Märker wendet — und welcher jüngere Einwohner der drei brandenburgischen Bezirke kennt sich schon in der brandenburgisch-preußischen Geschichte aus — sondern sich auch an Leser in anderen Landesteilen und darüber hinaus im Ausland richtet. Vielleicht können die Herausgeber dies bei den weiteren Bänden berücksichtigen, zumindest aber am Schluß der Gesamtausgabe im Band 6 von einem Historiker anfügen lassen. Damit würde der Neuausgabe der ihr etwas anhaftende konservierende Charakter genommen und der allzu sehr auf literaturhistorische Auslegung zielende Eindruck vermindert. Die Rezensenten sind sich aber bewußt, daß damit gewisse Möglichkeiten und Grenzen einer literarischen Buchausgabe berührt werden, die letztlich Sache und Entscheidung der Herausgeber sein müßten.

Über dreihundert Buchseiten füllen die von den Herausgebern als nötig empfundenen Anmerkungen. Auf den ersten Blick hat es daher auch den Anschein, als wären damit die ersten beiden Bände ausschöpfend und für jeden restlos angemerkt und erschlossen. Aber nehmen wir uns z. B. das Kapitel 12 des 1. Bandes, „Civibus aevi futuri“, vor, so können wir nur hoffen, daß im versprochenen Band 6 einige Ausführungen über Thormeyer, Starke oder den bekannten Sagenforscher Schwartz zu finden sein werden. Auch vermissen wir Literaturangaben zum sogenannten Odins-Wagen. Hier hätte ein Hinweis auf H. Kirchners Aufsatz über „Urgeschichtliches bei Theodor Fontane“ (in „Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte“ 12, 1970, S. 7 ff.) nicht nur diesen, sondern auch den letzten Zieten und seine Sammlung weiter beleuchtet.

Daß sich bei aller Sorgfalt hier und da einige Fehler und Irrtümer eingeschlichen haben, sei hier nur anhand der Kommentierung der ‚alten Bischofsstadt Lebus‘ (Band „Oderland“, S. 564, Anm. 17) kurz bemerkt. Lebus war nicht erst seit 1325, sondern schon seit 1125 Bistum. Es wurde 1555 protestantisch verwaltet (durch Joachim Friedrich, den späteren Kurfürsten) und 1571 endgültig säkularisiert. Sollte man für die landesgeschichtliche Kommentierung, zumindest aber für die Durchsicht der entsprechenden Angaben, um derartigen Mängeln aus dem Wege zu gehen, nicht auch einen erfahrenen Historiker heranziehen?



Diese Hinweise mögen die Herausgeber als anregende Ergänzungen aufnehmen. Sie sollen die Beurteilung der Edition keineswegs schmälern. Schon jetzt zeichnet sich die begonnene Neuherausgabe der „Wanderungen“ als mit Abstand beste ab. Hoffen wir auf einen guten Fortgang des Unternehmens.

— Dr. Günter Mangelsdorf, Brandenburg (Havel) und Dr. habil. Heinz-Dieter Krausch, Potsdam —

## Aus der Arbeit der Theodor-Fontane-Archivs

- I. Neuerwerbungen und -erscheinungen
- II. Jahresbericht 1976
- III. Aus dem Gästebuch

### *Neuerwerbungen und -erscheinungen mit Nachträgen*

(Internationale Bibliographie\*, abgeschlossen am 31. Dezember 1976)

#### *A. Handschriften und Autographe (einschließlich Rara)*

Fontane, Theodor: Eigenh. Brief m. U. an Unbekannt [wahrscheinlich an Theophil Zolling]. — Inh.: Th. F. bedankt sich für die „reizende kleine Besprechung“ [von L'Adultera in der „Gegenwart“]. Berlin, 30. Juni 1882. 2 S. 8<sup>0</sup> (C 111)

Kummer, Karl Wilhelm (1785–1855) [Teilnachlaß]

68 Seiten dokumentarisches Material (Aufzeichnungen, Urkunden, Briefe, Notizen, Rechnungsbelege)

2 Zeichnungen (Berliner Dom und ein Porträt)

2 Photographien: Ehepaar Adelbert Kummer (Sohn von K. W. und Bertha Kummer, geb. Kinne)

Rütli-Kreis: Des Rytly Ordnungen. Berlin [Mai 1858]: Starcke. 7 S. kl. 8<sup>0</sup>  
[Rara: Geschenk von Dr. Hermann Fricke, Badenweiler] (Q 105)

*B. Fotokopien entfallen.*

#### *C. Literatur*

##### *a) Primär-Literatur*

Fontane, Friedrich: Die Notizbücher Theodor Fontanes. Eine Übersicht.  
— In: Fontane-Blätter. Sonderheft 4. 1976, S. 64–67. 8<sup>0</sup>

Fontane, Theodor: [Werke, Teils.] Gedichte, Romane u. Erzählungen, Wanderungen durch die Mark Brandenburg (Ausw.). Hrsg. v. Hannsludwig Geiger. Bd 1–4. Berlin & Darmstadt: Tempel-Verl. 3516 S. 1976. (Tempel-Klassiker.)

Fontane, Theodor: [Werke, Teils.] Romane [Irrungen, Wirungen. Frau Jenny Treibel. Effi Briest. Der Stechlin.] Stuttgart: Parkland-Verl. 1975. 924 S. 8<sup>0</sup>

\* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns Rara und Neuerscheinungen einsandten.



- Fontane, Theodor: *Briefe an Gottlieb Wilhelm Schinkel* (17. 11. 1864. 4. 10. 1873. 12. 10. 1873. 17. 11. 1873). Mitget. u. kommentiert v. Gotthard Erler. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe), S. 557–560. 1976.
- Fontane, Theodor: *Fünf Besprechungen über Aufführungen von Friedrich Schiller*. — In: Schiller — Zeitgenosse aller Epochen. München: Beck 1976. T. 2: 1860–1966.
- Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Textrev. Nachw. u. Anm. v. Gotthard Erler. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1976. 343 S. 8<sup>0</sup> (76/131)
- Fontane, Theodor: *Cécile*. Roman. (Nachw. u. Anm. v. Hans-Heinrich Reuter. Mit 40 Ill. v. Ernst Lewinger.) Berlin: Verl. d. Nation 1976. 146 S. 8<sup>0</sup> (76/98)
- Fontane, Theodor: *Einzug*: 16. Juni 1871. (Mit Facs.) — In: Henning, Eckart. Das deutsche Kriegsstammbuch von 1870/71. S. 503–504. 8<sup>0</sup> (Archiv f. Sippenforschung. Jg. 42, H. 63. Limburg, Lahn 1976.) (76/118)
- Fontane, Theodor: *Stine*. Roman. Mit e. Nachw. v. Dietrich Bode. [Nachdr.] Stuttgart: Reclam 1975. 124 S. 8<sup>0</sup> (Universal-Bibliothek. Nr 7693)
- Fontane, Theodor: *Von vor und nach der Reise*. [Ausz.: Gerettet. Der alte Wilhelm.] Erl. v. Masaru Fujita. (Japan:) Toyo-Verl. (1976). 42 S. 8<sup>0</sup> (77/7)
- Fontane, Theodor: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. (Hrsg. v. Gotthard Erler u. Rudolf Mingau. Mit zahlreichen Erstveröffentlichungen von Fontanes Handskizzen aus seinen Notizbüchern.) T. 1. 2. (Berlin & Weimar:) Aufbau-Verl. 1976. 8<sup>0</sup> 1: Grafschaft Ruppın. XXIX, 805 S. 2: Das Oderland. 717 S. (Fontane-Edition des Aufbau-Verl. Abt. 2.) (77/1 = 1. 2.)
- Fontane, Theodor: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. München: Verl. Die Bibliothek (1976: Welsermühl, Wels). 397 S. 8<sup>0</sup> („Österreichische Bibliographie“ 1976. Nr 10.)
- Fontane, Theodor: *Von Zwanzig bis Dreißig* [Ausz.]. Pfingsten vor den Toren Berlins. Aus: „für dich“. Ill. Frauenzeitschr. Berlin, 23. 5. 1976. (ZA 1976)

#### b) Sekundärliteratur

- Bekenntnis zu Fontane. Zur Verfilmung von „Schach von Wuthenow“. — In: Die Union. Dresden, 13. 12. 1976. (ZA 1976)
- Bellmann, Günther: Fontanes einziger Glücksfall. Komplette Neuausgabe der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. — In: BZ am Abend. Berlin, 14. 12. 1976. (ZA 1976)
- Betz, Frederick: Dichter über ihre Dichtungen: Theodor Fontane. München: Heimeran 1973. — In: Monatshefte (University of Wisconsin). Vol. 68. (1976), S. 234–235. 8<sup>0</sup> [Rez.] (ZA 1976)
- Betz, Frederick: „Wo sich Herz zum Herzen find't“: The question of authorship and source of the song and subtitle in Fontane's *Frau Jenny Treibel*. — In: The German Quarterly. Vol. XLIX, No 3. (U.S.A.). May 1976, S. 312–317. 8<sup>0</sup> [Rez.] (76/101)
- Boll, Karl Friedrich: Über die Verfilmung von Werken Fontanes und Storms. — In: Schriften der Theodor-Storm-Ges. Schrift 25. Heide 1976, S. 61–74. 8<sup>0</sup> (76/103)



- Demetz, Peter: Alles Typische ist langweilig. Walter Müller-Seidels „Theodor Fontane“. — In: Die Zeit. Literatur. Hamburg, 22. 10. 1976. [Rez.] (ZA 1976)
- Erlor, Gotthard: Theodor Fontane und Paul Heyse. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe). 1976, S. 588–600. 8<sup>o</sup>
- Erlor, Gotthard: Ein Schmock und der Birnbaum von Ribbeck. — In: Die Weltbühne, Berlin, 9. 11. 1976, S. 1418–1420 u. Brandenburgische Neueste Nachrichten. Potsdam, 13. 12. 1976. (ZA 1976)
- Ester, Hans: Die Anfänge der Fontane-Forschung in der DDR. — In: Acta Germanica. Jahrbuch d. südafrikanischen Germanistenverbandes. Bd 9. Kapstadt 1976, S. 161–175. 8<sup>o</sup> (76/113)
- Ester, Hans: Hugo Aust: Theodor Fontane: „Verklärung“ (Bonn 1974) u. Walter Müller-Seidel: „Theodor Fontane“ (Stuttgart 1975). — In: Deutsche Bücher. Referateorgan deutschsprachiger Neuerscheinungen. Jg. 6. Amsterdam 1976, H. 3, S. 209–213. 8<sup>o</sup> [Rez.] (77/3)
- Faensen, Barbara: Bunt und vielgestaltig spricht das Leben. Bei einem Besuch im Fontane-Archiv notiert. — In: Neue Zeit. Berlin, 24. 12. 1976. (ZA 1976)
- Faucher, Eugène: Mete Fontane. Briefe an die Eltern. Frankfurt a. M. ... 1974. — In: Études Germaniques. T. 3. Paris 1976, S. 347. (ZA 1976)
- Fontanepreisträger 1976 des Rates des Bezirkes Potsdam: Gisela Heller, Schriftstellerin. Emil Spieß, Grafiker. Ursula Wendorff-Weidt, Grafikerin. Peter Brähmig, Oberspielleiter. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten. Potsdam, 11. 10. 1976. (ZA 1976)
- Forkert, Lutz: Neue Kapitel zu Fontanes „Wanderungen“. Auf dem Weg ins Oderbruch. — In: Die Union. Dresden, 26. 9. 1976. (ZA 1976)
- Fradkin, Ilja: Theodor Fontanes „Menschliche Komödie“. Übers. v. Christa Schultze. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe) 1976, S. 560–572. 8<sup>o</sup>
- Fricke, Hermann: Nicht auf Kosten des Lebens. Theodor Fontane als passionierter Kunstschriftsteller. — In: Der Bär von Berlin. Folge 25. Berlin (W) 1976, S. 53–70. (76/126)
- Fujita, Masaru: Fontane no Ikô „Mathilde Möhring“ no Kôtei ni tsuite. [Über Revisionen von Fontanes nachgelassenem Werk „Mathilde Möhring“.] — In: „Kage“ [Der Schatten, jap.] No 18, Mai 1976, S. 8–15. Hrsg. v. Germanitischen Seminar der Kyôiku-Universität Tokyo. (77/10)
- Fujita, Masaru: Fontanes „Mathilde Möhring“. Zu den Gründen einer Nichtvollendung. [Jap.] — In: Bulletin of The Yamagata University (Cultural Science). Vol. 8, No 3, S. 389–419. Yamagata, Japan 1976. (77/9)
- Gebhardt, Heinz: Glaßbrenner und Fontane. — In: Die Weltbühne. Jg. 71. Berlin, 21. 9. 1976. (ZA 1976)
- Geisthardt, Jürgen: Eine Stunde Gespräch mit Theodor Fontane. Der Kleinmachnower Kreis in der Kleinen Komödie. — In: Neues Deutschland. Berliner Ausg. v. 18. 10. 1976. (ZA 1976)
- Heller, Gisela: Märkischer Bilderbogen. Als Reporterin zwischen Spree-wald und Stechlin. Berlin: Verl. d. Nation (1976). 379 S. 8<sup>o</sup> (76/124)



- Hillman, Roger: Fontane's Novel „Der Stechlin“ and the Zeitroman. — In: Aulla (Australasian Universities Language Association). XVI. Adelaide, South Australia, 21.–27. 8. 1974, S. 216–226. Adelaide 1975. (ZA 1975)
- Hillman, Roger: The „Zeitroman“ from 1830–1900. [Immermann, Spielhagen, Keller, Fontane, Heinrich Mann.] — Phil. Diss. University of Adelaide (South Australia). October 1975, VIII, 385 S. 4<sup>o</sup> [Maschinenschr.] (76/109 q)
- Hillman, Roger: Zeitschrift f. Deutsche Philologie. Bd 92. 1973. Sonderheft: Th. Fontane. (Berlin 1973). — Aus: AUMLA, Journal of the Australasian Universities Language and Literature Association. May 1976, S. 151–152. [Rez.] (ZA 1976)
- Hoffbauer, Jochen: Theodor Fontane — Mensch und Werk. — In: „Aus Deutschlands Mitte“. (Bonn) [um 1975], S. 89–99. 8<sup>o</sup> (76/6 q = 6)
- Hoffmeister, Werner: Der realistische Gesellschaftsroman bei Theodor Fontane und William Dean Howells: Eine deutsch-amerikanische Parallele. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe). 1976, S. 600–607. 8<sup>o</sup>
- Hofmann, Heinz: „Mein schönstes Erlebnis — der Mensch.“ Fontane als Interviewpartner im DDR-Fernsehen. — In: National-Zeitung. Berlin, 29. 8. 1976. (ZA 1976)
- Jessen, Karsten: Nordische Künstler des 19. Jahrhunderts in der Sicht von Theodor Fontane. — In: Ausblick. Mitteilungsbl. d. Deutschen Auslands-Ges. Jg. 27. H. 1–2. Lübeck 1976, S. 17–19. 4<sup>o</sup> (76/100 q)
- Kohlschmidt, Werner: Theodor Fontane, — In: Kohlschmidt, W.: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd 4. Stuttgart: Reclam (1975), S. 497–537. 8<sup>o</sup> (76/102)
- Konieczny, Hans-Joachim: Theodor Fontane und „Westermann's ill. deutsche Monatshefte“. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe). 1976, S. 573–588. 8<sup>o</sup>
- Krueger, Joachim: Wolfgang Eberhardt: Fontane und Thackeray. Heidelberg: Winter 1975. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe). 1976, S. 610–612. 8<sup>o</sup> [Rez.]
- Lahan, Birgit: Fontanes Romane u. Erzählungen in neuer Pocket-Ausg. Kritik im Dialog an einer Welt des Scheins (21 Bde. Ullstein-Verl. 1975). — In: Die Welt, Ausg. B. Bonn, 22. 8. 1976. [Rez.] (ZA 1976)
- Lindemann, Klaus: Realismus als ästhetisierte Wirklichkeit. Fontanes frühes Realismusprogramm in seiner Schrift „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“. — In: Aurora. Jahrbuch d. Eichendorff-Ges. Bd 36. Würzburg 1976, S.151–164. 8<sup>o</sup> (76/115)
- Martini, Fritz: Auswanderer, Rückkehrer, Heimkehrer. Amerikaspiegelungen im Erzählwerk von Keller, Raabe und Fontane. — In: Bauschinger, Sigrid: Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt, Nordamerika, USA. Stuttgart: Reclam jun. (1975), S. 178–203. 8<sup>o</sup> (77/6)
- Mehlhardt, Dieter: Ribbeck. Märkische Dorfkirchen (21). [Fontane: „Herr Ribbeck auf Ribbeck im Havelland...“] — In: Potsdamer Kirche. Nr. 17. Potsdam, 25. 4. 1976. (ZA 1976)
- Nürnberg, Helmuth: Fontanes Briefe. — In: Frankfurter Allgemeine. Frankfurt a. M. 1. 10. 1976. (ZA 1976)



- Peschken, Bernd: Fontane. — In: Bernd Peschken u. Claus-Dieter Krohn: Der liberale Roman u. der preußische Verfassungskonflikt. (Stuttgart:) Metzler (1976), S. 34—41. 8<sup>0</sup> (76/128)
- Philipp, Bernd: In Westdeutschland, in West-Berlin und in der DDR wird Fontanes „Cécile“ verfilmt. — In: Die Welt. Ausg. Bonn. 21. 10. 1976. (ZA 1976)
- Psaar, Werner: Alonzo Gieshübler und der kleine Herr Friedemann. Versuch einer Grenzbestimmung. — In: Der Deutschunterricht. Jg. 28, H. 5. Stuttgart, Okt. 1976, S. 35—57. 8<sup>0</sup> (77/5)
- Remak, Henry H. H.: Theodor Fontane. Briefe 1—4. Berlin: Propyläen-Verl. 1968—1971. — In: Monatshefte (Wisconsin). 67, Nr 3. 1975, S. 303—306. [Rez.] (ZA 1975)
- Reuter, Hans-Heinrich: Theodor Fontane. Grundzüge und Materialien einer historischen Biographie. (2. Aufl.) Leipzig: Reclam jun. 1976. 235 S. 8<sup>0</sup> (Reclams Universal-Bibliothek. Bd 372.) (69/71<sup>2</sup>)
- „Schach von Wuthenow“, ein Fernsehfilm v. Christian Collin u. Richard Engel. — In: Neues Deutschland. Berliner Ausg. [u. a.] v. 4. 8. 1976. (ZA 1976)
- Schubarth-Engelschall, Angelika: Register für die Bände 1 (1965) bis 2 (1973) [Hefte 1—16 u. die Sonderhefte 1—3]. Beigedr.: Die Notizbücher Theodor Fontanes. Eine Übersicht. Potsdam 1976. 67 S. 8<sup>0</sup> (Fontane-Blätter. Sonderheft 4.)
- Theodor-Fontane-Archiv. — In: Fünfjahresbericht der Deutschen Staatsbibliothek 1966—1970, S. 99—100. (76/106)
- Thoman, Horst: Auf Fontanes Spuren im historischen Park. (Landschaftspark Steinhöfel, Kr. Fürstenwalde.) — In: Neues Deutschland, Republik-Ausg. 31. 10. 1976. (ZA 1976)
- Unredlichkeiten über die DDR u. Theodor Fontane. Hamburger „Zeitmagazin“ ... („Herr v. Ribbeck auf Ribbeck...“) — In: Die Wahrheit. Berlin (W), 17. 11. 1976. (ZA 1976)
- „Unterm Birnbaum“. Spielfilm aus der DDR. — Aus: Münchner Merkur. 2./4. 7. 1976. — Frankfurter Rundschau. 3. 7. 1976. — Stuttgarter Zeitung. 3. u. 6. 7. 1976. (ZA 1976)
- Wallmann, Jürgen: Beweinen werden ihn alle. Dichter über Dichter. („Literarische Portraits von Goethe bis Fontane“. München, Hanser.) — In: Rheinischer Merkur, Koblenz, 3. 9. 1976. [Rez.] (ZA 1976)
- Wessels, Peter: Johannes Ester: Der selbstverständliche Geistliche. Diss. Leiden 1975. — In: „duitse kroniek.“ Jg. 28, No 3. Okt. 1976. Amsterdam, S. 128—129. 8<sup>0</sup> [Rez.] (ZA 1976)
- Wilde, Dietrich: Die wirkliche „Effi Briest“ und ihre Familie. — In: „Lion“-Zeitschrift. Karlsruhe 1975, H. 7—8, S. 455—457. 4<sup>0</sup> (ZA 1976)
- Wirsing, Sibylle: Sein Humor rettet ihn davor, ein Weltverächter zu werden. Zum 1. Bd. der Fontanebriefe bei Hanser. — In: Frankfurter Allgemeine, 14. 9. 1976. [Rez.] (ZA 1976)
- Wirsing, Sibylle: Roman als Zeitstück. Walter Müller-Seidels Fontane-Buch. — In: Frankfurter Allgemeine. 17. 7. 1976. [Rez.] (ZA 1976)
- Wruck, Peter: Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe). 1976, S. 607—609 8<sup>0</sup> [Rez.]



Zimm, Irma: Im Nicolaihaus um Mitternacht ... geht der „Schach von Wuthenow“ um. Dreharbeiten... In: BZ am Abend, Berlin, 10. 8. 1976. (ZA 1976)

— Joachim Schobeß —

#### **Jahresbericht 1976. Stand vom 31. 12. 1976**

(Die Zahlen in Klammern zeigen den Bestand und die Benutzung des Jahres 1975 an.)

Handschriften und Autographe 2 256 (2 216) mit 15 934 (15 829) hs. Seiten, 22 (22) Akten des Verlages Fontane & Co., 4 629 (4 628) Abschriften und Fotokopien von Handschriften und Autographe, 2 252 (2 121) Bände Literatur, 6 652 (6 522) Zeitungsaufsätze 1827–1976, 311 (306) Stiche, Bildnisse und Familienandenken, 503 (472) Filme, 6 (6) Landkarten, 82 (82) vertonte Balladen, 179 (171) schriftliche Auskünfte mit 586 (524) Titeln. Im Fontane-Archiv benutzten 155 (104) wissenschaftlich Arbeitende 3 350 (1 229) Bände Literatur und Zeitungsartikel sowie 379 (191) Handschriften und Autographe. Wir hatten 43 (66) Einzel- und Gruppenführungen. Ausländische Benutzer und Gäste kamen aus 10 Staaten: DDR, UdSSR, VR Polen, SR Vietnam, aus der BRD, aus Frankreich, den Niederlanden, aus Schweden, aus der Schweiz und den USA.

— Joachim Schobeß —

#### **Aus dem Gästebuch des Theodor-Fontane-Archivs**

„Das Fontane-Archiv hat mich aus verschiedenen Gründen tief beeindruckt. Es ist für einen Polen immer wieder rührend, mit dem Nachlaß eines Dichters in Kontakt zu kommen, der — wie Theodor Fontane — den Mut besaß, in der Zeit der größten Unterdrückung Polens durch Preußen sich als ein Freund des polnischen Volkes zu bekennen.

Es ist ferner für einen Literaturforscher höchst interessant, den Einfluß zu verfolgen, den Fontane auf Generationen von Lesern und Schriftstellern ausübte.

In diesem Sinne und in noch manch anderer Hinsicht hat das Fontane-Archiv alle meine Erwartungen erfüllt. Dafür Dank Herrn Joachim Schobeß und seinen Mitarbeitern.“

Potsdam, 26. 10. 1976.

Henryk Zborowski

Universität in Gdańsk (VR Polen)

#### **Unsere Leser haben das Wort**

„Es ist ein Verdienst der ‚Fontane-Blätter‘, daß sie wichtige Beiträge aus anderen Sprachen, die nicht alle Abonnenten ohne weiteres lesen können, ins Deutsche übersetzen und veröffentlichen. Da ich kein Russisch lesen kann, kann ich über die ‚Fontane-Blätter‘ erfahren, wie Fontane in der UdSSR rezipiert und erforscht wird.“ Dr. Frederick Betz, University of Maine at Orono. U.S.A.



**FONTANE-BLÄTTER:** Die Fontane-Blätter finden gegenwärtig Interessenten in 25 Staaten. Leser aus der DDR bestellen die Fontane-Blätter beim Fontane-Archiv (das Heft kostet 2,- M plus Porto, das Sonderheft 2,50 M plus Porto. Die Preise gelten in der DDR). — Interessenten, die außerhalb der DDR ihren Wohnsitz haben, bestellen die Fontane-Blätter auf Fortsetzung, ggf. unter Nachlieferung der noch vorhandenen Hefte, über ihren Buchhändler beim Buch-Export, (DDR 701) Leipzig, Leninstraße 16. Einzelhefte werden nicht abgegeben.

**HERAUSGEBER:** Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34. Postfach 59. Telefon 47 51, App. 133 (Leiter), 120 (Mitarbeiterin). Chefredakteur: Joachim Schobeß, Leiter des Fontane-Archivs. Satz und Druck: VEB Druckerei Babelsberg. Genehmigt unter Lizenz 1634 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik.  
1/16/10-243

**REDAKTION:** Dr. sc. Joachim Biener, Paul Conrad, Nationalpreisträger Gotthard Erler, Dr. Joachim Göbel, Dr. Joachim Krueger, Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß, Dr. Christa Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge.

**LITERATUR-AUSKÜNFTE:** Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literatursauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Postfach 59.

**BITTE:** Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

**LETZTE MELDUNG:** Das Fontane-Archiv übernahm von der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin folgende Dauerleihgabe: 1 Manuskript zur Selbstbiographie Theodor Fontanes und 193 eigenhändige Briefe und Postkarten des Dichters an verschiedene Adressaten.

**Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.**



-  
r  
t  
e  
r  
e,  
-  
-  
,  
,  
,  
s

r  
:  
a

e  
r  
:

e  
:  
:

e  
:  
:



